

**Am Mann bleiben –
Perspektiven postmoderner Männlichkeit**

Abschlussarbeit zur Zertifizierung zum Psychodrama – Leiter

Vorgelegt von

Holger Seibert

am Institut für soziale Interaktion in Hamburg

Lehrsupervisor

Gerhard Grapenthien

Im April 2015

Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	4
Postmoderne	6
Perspektiven postmoderner Männlichkeit.....	8
Historische Perspektive	8
Männlichkeit im Spiegel der Gesellschaft	9
Männliche Sozialisation.....	13
Physiologische Perspektive	15
Psychodynamische Perspektive	17
Männer in Beziehungen zu Frauen.....	20
Söhne und Mütter	20
Psychologischer Zugang	24
Mannsein, Gesellschaft, Schuld und Scham	26
Zur emotionalen Regulierung.....	27
Groll als Regulierung.....	28
Begegnung, Gruppe, Organisationen und Großgruppen	28
Zusammenfassung.....	28
Psychodramakonzept	30
Rollentheorie.....	30
Der Begriff der Rolle	30
Rolle und Interaktion: Komplementärrolle und Situation.....	30
Identitätsentwicklung.....	31
Rolle und Interaktion: Komplementärrolle und Situation.....	31
Das Konzept des Selbst.....	32
Soziales Atom	33
Kulturelles Atom.....	34
Identität bei MORENO.....	34
Die Szene	35
Die Heilung der Szene als Grundoption.....	35
Vier Pfade durch Morenos Denken	35
Die drei Strukturtheorien	36
Die sechs inhaltlichen Dimensionen der Szene.....	36
Die Instrumente des Psychodramas.....	38
Der psychodramatische Prozess.....	39
Die Integrationskraft des szenischen Denkens.....	39

Ziele von Männerarbeit.....	41
Psychodramatische Gruppenarbeit mit Männern.....	43
Praxisteil	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Verwendete Literatur	46

"Die beiden Geschlechter stehen in einer zu engen Verbindung, sind voneinander zu abhängig, als dass Zustände, die das Eine treffen, das Andere nicht berühren sollten." (Rosa Mayreder, österr. Feministin, 1905)

Einleitung

Die aktuelle Gesundheitsforschung bezeichnet Männer inzwischen als das kranke oder das eigentlich schwache Geschlecht. Die Lebensqualität vieler Männer hat in den vergangenen Jahren stark abgenommen und es besteht geschlechterübergreifend scheinbar ein Interesse daran dies möglichst auch nicht zur Kenntnis zu nehmen.

- Psychische Störungen treten heute bei Jungen achtmal häufiger auf als bei Mädchen.
- Zwei Drittel der Sonder- und Förderschüler sind männlich.
- Männer stellen 93 Prozent der wegen Mordes, Mordversuchs oder Totschlags Inhaftierten.
- Wenn man von Sexualdelikten absieht sind zwei von drei Gewaltopfern ebenfalls Männer.
- Männer sterben – obwohl sie längst nicht mehr so viel körperliche Arbeit verrichten wie früher – immer noch fünf Jahre früher als Frauen.
- Amokläufe, oft erweiterte Suizide, werden fast ausschließlich von Männern begangen.
- Wohnungslose sind zu 75 Prozent Männer. Obdachlosigkeit ist ein Männerproblem, und es wird immer größer – mit zehn Prozent Zuwachs zwischen 2010 und 2012.
- An den Folgen von Alkoholismus sterben jährlich dreimal so viele Männer wie Frauen. Auch zwei Drittel der wegen Alkoholmissbrauchs stationär behandelten Jugendlichen sind männlich.
- Rund Dreiviertel der Suizidtoten in Deutschland sind Männer. Seit 2006 schwanken die Zahlen zwischen 74% und 78%. In der Adoleszenzphase, in der sich die emotionale, moralische und intellektuelle Entwicklung des Kindes und Jugendlichen in besonderem Maße auf das Erwachsenenleben, die Identität ausrichtet, sind sogar 86% der Suizidopfer männlich! (Vgl. Statistisches Bundesamt, Todesursachen, 2012 nach Hollstein) . In den vergangenen vier Jahren ist die Suizidquote von Männern und männlichen Jugendlichen noch einmal signifikant angestiegen, während jene, die Frauen und Mädchen betrifft, kontinuierlich abnimmt. (Vergl. Walter Hollstein „Was vom Manne übrig blieb“).

Es gehört wenig Fantasie dazu, sich vorzustellen, wie es im umgekehrten Falle wäre. Wenn die männlichen Zahlen von Suizid-, Unfall- und Mordopfern auf Frauenseite zu Buche stünden, wäre der Aufschrei gewaltig! Doch bei den oder für die Männer ist eine öffentliche Problematisierung dieser Fakten bisher ausgeblieben.

Nun stellt sich die Frage, warum das so ist und warum die Nöte des männlichen Geschlechts so eklatant vernachlässigt werden. Dafür dürfte es im Wesentlichen drei Gründe geben:

- Frauenbewegung und Feminismus verweisen seit rund 40 Jahren deutlich und entsprechend kämpferisch auf die Bedürfnisse der Frauen. Dementsprechend ist der öffentliche Blick heute frauenfokussiert.
- Frauenbewegung und Feminismus haben ebenso berechtigter- wie angemessenerweise und nicht zuletzt mit dem Instrument der Frauenforschung für eine florierende Beschäftigung mit Frauenleben, -geschichte und -anliegen gesorgt

- Dem gesellschaftlichen Desinteresse an Männerproblemen entspricht das eigene männliche Desinteresse an sich selber. Männer nehmen sich ernst in ihren Arbeitsfunktionen und in ihrem Status, aber nicht als männliche Personen. (Ebd. S. ff.)

Nachfolgend skizziere ich im ersten Teil meiner Arbeit Perspektiven postmoderner Männlichkeit. Im zweiten Teil stelle ich in aller Kürze das Psychodramakonzept vor. Daran anschließend folgen einige Gedanken über die aus meiner Sicht besonderen Möglichkeiten des Psychodramakonzeptes zum Umgang mit den beschriebenen Herausforderungen zur Verbesserung der Lebenssituation von Männern.

Ich möchte meine Ausführung für eine Verbesserung der gesellschaftlichen und individuellen Lebenssituation von Männern als in keiner Weise gegen Frauen, weder gesellschaftlich noch individuell, verstanden wissen. Die Genderfrage ist für mich kein Nullsummenspiel bei dem der Gewinn der einen Partei einen Verlust bei der anderen voraussetzt. Ganz im Gegenteil!

Postmoderne

Der Begriff der ‚Postmoderne‘

Als Zeit der Postmoderne verstehe ich die Ära ab 1950. Die Zeit von 1850 bis 1950 kann dabei als Spätmoderne und die Zeit von 1750 bis 1850 als Moderne unter dem Aspekt der ökonomischen Veränderungen verstanden werden.

In einer ersten Deutung bezeichnet der Begriff der Postmoderne die der Moderne nachfolgende Epoche, beginnend ab ca. Mitte des 20. Jahrhunderts mit Dauer bis in die Gegenwart. Charakteristisch für die Postmoderne ist ein tiefgreifender gesellschaftlicher Umbruch mit weitreichenden technologischen, ökonomischen und ökologischen Konsequenzen, was sich in der Alltagskultur, in unseren Werthaltungen und in unserem Handeln notwendigerweise auswirkt (vgl. KEUPP U.A. 2002, S. 35). In den wissenschaftlichen Diskussionen um Identität entstand in diesem Zusammenhang die These, dass dieser gesellschaftliche Umbruch sich auch auf der subjektiven Ebene durch entsprechende Verarbeitungsprozesse niederschlägt.

Im Folgenden sollen vier zentrale Erfahrungskomplexe beschrieben werden, welche für postmoderne Gesellschaften charakteristisch sind:

- Individualisierung

Individualisierung bedeutet zunächst einmal die Freisetzung des Individuums aus Traditionen und Bindungen, die das eigene Handeln im Sinne dieser feststehenden Bezüge in hohem Masse steuern. Die noch eine Generation früher geteilten Vorstellungen von Erziehung, Sexualität, Gesundheit, Geschlechter- oder Generationenbeziehungen verlieren den Charakter des Selbstverständlichen. „Die einzelne Person wird zur Steuerungseinheit, und die Begründung ihres Handelns muss ihr sinnvoll und vernünftig erscheinen und darf sich nicht allein auf das ‚man‘ traditioneller Normierungen berufen“.

- Pluralisierung

Im Gegensatz zur Moderne, in der die Biographie eines Individuums noch weitgehend festgelegt war, kann es in der heutigen Gesellschaft zwischen mehreren beruflichen Entwicklungen, Beziehungen, Beziehungsformen, Aufenthaltsorten und sozialen Aktivitäten wählen. Diese Fülle von Alternativen macht es unmöglich, allgemeine Konzepte vom guten und richtigen Leben zu formulieren. Es entsteht eine partikularisierte Gesellschaft mit verschiedenen Lebensmilieus, in denen höchst unterschiedliche Normen, Werte und Rollen gelten. Nebst der positiven Implikation, nach der der Pluralismus dem Menschen verschiedene Lebensmöglichkeiten bereithält, besagt die negative, dass das einzelne Individuum geradezu dazu gezwungen wird, eine Wahl zu treffen, und sich für die eine oder andere Möglichkeit entscheiden muss.

- Gegenwartsschrumpfung

„Unser Zeitempfinden, die subjektiven Bezüge zur Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, verändert sich in charakteristischer Weise. (...) Der Grund dafür liegt in einer Innovationsverdichtung, die die ‚Halbwertszeiten‘ des aktuell geltenden Wissens ständig verändert“ (Keupp u.a. S. 49). Komplementär zur Neuerungsrate wächst die Verhaltensrate. Pointiert ausgedrückt: „In einer dynamischen Zivilisation nimmt die Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen zu (ebd., S. 50).“

- Fragmentierung von Erfahrungen

Die wachsende Komplexität von Lebensverhältnissen führt zu einer Fülle von Erlebnis- und Erfahrungsbezügen, die sich zu keinem Gesamtbild mehr zusammenfügen lassen. Es entsteht eine „multiphrene Situation“ (gemeint als Fragmentierung und Dezentrierung des Subjektes. Perspektivenbildung erfordert einen festen Stand in der Gesellschaft, der in der gegenwärtigen Zeit aber nicht mehr angeboten werden kann) als Normalphänomen. Die Einschätzung solcher Erfahrungen ist ambivalent: Neben daraus resultierenden Gefühlen der Zerrissenheit können solch multikulturellen Erfahrungen durchaus ein Gefühl für den Wert von Heterogenität vermitteln.

Die beschriebenen Umbruchserfahrungen konstituieren einen wichtigen Teil der gesellschaftlichen Situation, wie sie von Keupp u.a. reflektiert wird und welche den Rahmen ihrer Identitätskonzeption bildet. In einer postmodernen Welt kommt jemand einfach nicht zu dem Punkt, ein singulärer und konsistenter Jemand zu sein, weil er kein soziales Umfeld hat, in dem seine Interaktionen und Beziehungen, alle Stimmen, die er hört alle Bilder, die er von anderen zurückgespiegelt bekommt, einheitlich ein konsistentes Bild dessen ergeben, wer und was er ist.

Perspektiven postmoderner Männlichkeit

Historische Perspektive

Mit Auflösung der vorindustriellen Sozialordnung durch die Entwicklung des Industriekapitalismus seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts und durchgreifend und nachhaltig seit dem 19. Jahrhundert bekam die gesellschaftliche Ausdifferenzierung der Geschlechter Schubkraft. Es entwickelte sich das geschlechtshierarchische und geschlechtsduale Modell der Bindung der Frau an die familiäre Privatsphäre und die Integration des Mannes an die industrielle Produktion. Dabei galt das männlich-patriarchalische Prinzip der Ausdifferenzierung und die Erweiterung außerhäuslicher gesellschaftlicher Macht und die des ökonomischen Wachstums und das Externalisierungsprinzip von da an als gesellschaftlich höherwertig. Die den Frauen zugeordnete häuslich gebundene und private, wenn auch gesellschaftlich notwendige Reproduktionsphäre als von minderem Wert.

Zugleich werden Männer als das Geschlecht aufgefasst, das bis ins Innerste von den Modernisierungs- und Differenzierungsprozessen der Gesellschaft geprägt ist. Die Idee einer zentrierten, vernünftigen und selbstlosen Maskulinität, wie sie zumindest als Möglichkeit die abendländische Geschichte durchzogen hat, zersplittert angesichts der Verdichtung der Funktionssysteme. Diese werden zwar als effizient und leistungsfähig, aber vor allem als fragmentierend, vernunftlos und amoralisch erachtet. Männlichkeit gilt fortan einerseits als Sinnbild der positiven Seiten der modernen Gesellschaft, als frei, tatkräftig und selbstbestimmt (es gab und gibt auch eine positive Männlichkeit), und als Symbol und Träger aller bedrohlichen Facetten: Abstraktheit, Fragmentierung, Rationalität, Differenzierung.

Negative Moderne und negative Männlichkeit fusionieren um 1800 zu Zwillingen, die seither gemeinsam durch die Welt(geschichte) ziehen und gegenseitig für Erklärungen und Kausalitäten eintreten müssen: Das Unbehagen an der Moderne wird zum Unbehagen am Mann, und umgekehrt.

Die neue Wahrheit von der negativen Männlichkeit wird innerhalb weniger Dekaden am Ende des 18. Jahrhunderts *erfunden*. Um 1750 noch sind kaum Spuren einer maskulinen Defektologie zu entdecken, um 1800 ist sie bereits weitgehend Konsens; die epistemische Revolution der »Sattelzeit« erfasst auch das Männliche und schreibt es grundlegend um." Diese neue, moderne Männlichkeit erscheint als eine systematisch bedenkliche, erstmals werden Männer nicht als Stützen der Ordnung, sondern als gesellschaftliche Zentralbedrohung beschrieben. An Radikalität lässt sich das kaum überbieten: Der neue Diskurs charakterisiert Männer ihrer »Natur« nach als gewalttätig; egoistisch, asozial, unmoralisch, hypersexuell; triebhaft, gefühllos, kommunikationsunfähig und verantwortungslos.

In seinem Buch „Das unmoralische Geschlecht“ legt Kucklick dar, dass die Negierung von Männlichkeit keineswegs eine Folge der emanzipatorischen Frauenbewegung ist, „... sondern seit Anbeginn in das Gewebe der Moderne geätzt ist.“ Nicht Frauenbewegung und Feminismus haben die grundsätzliche und systematische Kritik an Männlichkeit in die Welt gebracht, sondern diese entsteht weit früher: am Beginn der Moderne, in den Jahrzehnten um 1800. Und es sind ausgerechnet die bürgerlichen Meisterdenker, die den Männlichkeitszweifel als erste ausführlich und schonungslos formulieren: Es sind Johann Gottlieb Fichte, Wilhelm von Humboldt, Immanuel Kant, Georg Friedrich Wilhelm Hegel und viele weitere. Deren Meinungen und Haltungen wurde 1816 zusammengefasst in einem Werk von Heinrich Kosengarten: *Der Mann in gesellschaftlichen Verhältnissen*. Somit erscheint Männlichkeit nicht mehr als im Prinzip gelungenes Projekt (bei Schwächen in der Ausführung), sondern seit Beginn der Moderne als fundamental unmoralisches.

Inzwischen gelten Frauen als die eigentlichen Gewinnerinnen der Modernisierung; ihr Aufstieg im Laufe der vergangenen 30 Jahre ist eklatant. Sie machen die besseren Schulabschlüsse, studieren häufiger, dominieren ganze Fachbereiche und stellen die Mehrheit der kompetenten Berufsanfänger. Die Emanzipationsverlierer hingegen sind heute Jungen und Männer. Das lässt sich selbst in der Arbeitswelt dokumentieren, wo angeblich die Dominanz der Männer verankert ist. Die Entwicklung der Wirtschaft tendiert seit geraumer Zeit in Richtung des "weiblichen" Dienstleistungsgewerbes und zur sukzessiven Schrumpfung der "männlichen" Industriearbeit. Entsprechend steigt die weibliche Erwerbstätigkeit, während die männliche ebenso kontinuierlich abnimmt.

Gerät Männlichkeit in die Diskussion, so entzündet sich die Kritik immer wieder an männlicher Macht und männlichen Privilegien. Dabei steht dann immer das ganze männliche Geschlecht zur Disposition. In der Realität sind Machtpositionen und Vorzüge jedoch auf einen sehr kleinen Kreis von Männern beschränkt, der seine privilegierte Stellung nicht nur auf Kosten von Frauen auslebt, sondern auch zum Schaden der großen Population der eigenen Geschlechtsgenossen. Ebenfalls aus dem Blick gerät, das der gesellschaftliche "Bodensatz" von Obdachlosen, chronisch Kranken, Randständigen, Inhaftierten oder Wanderrarbeitern fast ausschließlich männlich ist.

Die männliche Ernährerrolle ist die längste Zeit allgemein verbindlich gewesen. Das bedroht eine männliche Identität, die sich seit Jahrhunderten primär über die Arbeitsleistung bestimmt, und verunsichert ein männliches Selbstwertgefühl, das seine Energie aus dem Wissen bezogen hat, für die eigene Familie ernährend, schützend und sichernd verantwortlich zu sein und ausreichend sein zu können. Bricht dieses Verständnis von Männlichkeit zusammen, brechen auch Grundfesten von Männlichkeit weg. Dieser Vorgang kann gar nicht dramatisch genug geschildert werden, zumal – trotz aller Veränderungen – das gesellschaftliche soziale Verständnis, der Status von Männlichkeit noch immer, von Männern wie Frauen, zentral an der Erwerbsarbeit und dem beruflichen Status festgemacht wird.

Männlichkeit im Spiegel der Gesellschaft

Frauenfokussierung und Misandrie:

Im deutschsprachigen Raum gibt es ca. 250 Lehrstühle für Frauen- und Geschlechterforschung, aber keinen einzigen für die Männerforschung.

Wenn man den Blick von der eindimensionalen Betrachtung der Männlichkeit auf die Gesamtlandschaft der Geschlechter lenkt, so wird man nicht nur das Ende des Androzentrismus konstatieren müssen, sondern damit eng verbunden auch eine generelle Entwertung von Männlichkeit und eine Fokussierung auf die Lebenswirklichkeit der Frauen. Der Mann galt über Jahrhunderte als Schöpfer von Zivilisation und Kultur; er war verantwortlich für Schutz und Fortbestand des Gemeinwesens. Mit den Zuschreibungen im ausgehenden 18. Jahrhundert und später dem modernen Feminismus setzte eine grundlegende Umwertung von Männlichkeit ein. Männer werden seither vorgestellt als Zerstörer der Natur, Kriegstreiber, Gewalttäter, Kinderschänder oder – in der Werbung – als Trottel. (Vergl. Hollstein, S. 10)

Wurden früher Mut, Leistungswille oder Autonomie von Männern hochgelobt, so werden diese einstigen Qualitäten heute als Aggressivität, Karrierismus und Unfähigkeit zur Nähe umgedeutet bzw. stigmatisiert.

Dabei sind unterschiedliche Techniken der Misandrie (Hollstein s. 147) auszumachen wie etwa die "Verlächerlichung", die Sündenbock-Rolle oder die Dämonisierung.

Ein direkt ausgedrückter Männerhass findet sich bis in die heutige Zeit: da ist von dem Mann die Rede, der nur " ficken, töten und Geld verdienen" kann und will und in den Pausen Fussball sieht oder seine Frau und seine Kinder schlägt. Von dem Mann, der allein verantwortlich ist für Kriege, Judenverfolgung, Gulag, Auschwitz, Hiroshima und Umweltzerstörung. Der nicht kommunizieren kann, sich nicht allein kleiden kann oder für ausreichende Körperhygiene sorgt und überhaupt auf Grund seiner Natur verantwortlich ist für alles Schlechte und Böse auf der Welt.

Diese Diffamierung findet sich auch im Alltäglichen: in einer Einkaufsstrasse mit Bahnhof lassen sich mühelos mehrere Dutzend Postkarten finden, die Männer als Trottel, lebens- und liebesunfähig, überflüssig, blöde, süchtig, hässlich, dumm, einfältig, immergeil etc. finden. Natürlich meist unter dem Deckmantel des Humors. Kein Verleger, der bei Sinnen ist, würde solcherart Postkarten verlegen, die in der gleichen Weise Frauen "auf die Schippe" nehmen. Das wäre dann mindestens sexistisch. - So ist es lustig.

Allerdings, so beschreibt Susan Faludi, haben diese Auswüchse nichts mit der ursprünglichen Idee des Feminismus zu tun: dieser wollte ein "neues Paradigma" schaffen, das Türen für beide Geschlechter aufstoßen wird. "Dies ist der Traum des Feminismus: eine freier, humanere Welt schaffen, für Frauen und Männer"(zit. nach Hoostein, S. 147). Ähnlich äußerten sich auch Simone de Beauvoir, Betty Friedan und Glorie Steinem: ihnen ging es um "eine Vermenschlichung beider Geschlechterrollen". Im Gegensatz dazu kann man beim ideologischen Feminismus von einem Kampf gegen die Männer, gegen "Männlichkeit" an sich sprechen.

Nebst der Misandrie¹ hat sich als perfide und gesamtgesellschaftlich zementierte Form der Misandrie im Laufe dieser Entwicklung eine selektive Wahrnehmung zugunsten der Frauen und zuungunsten der Männer etabliert.

Ein Beispiel ist die offizielle Darstellung geschlechtsspezifischer Gewalt: Danach sind grundsätzlich Frauen die Opfer gewalttätiger Männer. Die Realität zeigt hingegen, dass Frauen, legt man einen erweiterten Gewaltbegriff zugrunde, in gleichem Maße gewalttätig sind: In einer jüngeren Befragung erwiesen sich 34,5 Prozent der Männer und 30,4 Prozent der Frauen als gewaltaktiv, wobei Männer stärker zu (sichtbarer) physischer Gewalt tendieren und Frauen zu (unsichtbarer) Kontrollgewalt und verbaler Gewalt. Auch die Opfererfahrungen halten sich die Waage: 41 Prozent der Frauen und 45 Prozent der Männer gaben an, schon einmal Opfer von Gewalt geworden zu sein. Von Partnergewalt zeigten sich beide Geschlechter mit etwa 20 Prozent gleichermaßen betroffen. (Vergl. Männergesundheitsbericht 2013 S.173 ff)

Besonders tabuisiert ist das Thema Gewalt von Frauen gegen Kinder. Dabei ist belegt, dass zum Einen Kindstötungen weit überwiegend von Frauen begangen wird und dass deutlich mehr als die Hälfte Jungen die Opfer sind. Zum Anderen ist durch mehrere sensible Studien belegt worden, dass Söhne häufiger Opfer von körperlicher Gewalt durch die Mutter als durch den Vater werden und auch häufiger und früher geschlagen werden als ihre Schwestern. Bezeichnend ist dabei, dass es dafür anscheinend keine Öffentlichkeit gibt. Eine ebenfalls interessante und keineswegs überraschende Entwicklung ist die Tatsache, dass mit der zunehmenden Untersuchung von sexueller Gewalt gegen Jungen nicht nur die Opferzahlen steigen, sondern auch weibliche Täterschaft immer mehr in den

¹ bezeichnet eine ablehnende oder feindselige Haltung gegenüber Männern

Blick gerät. Nicht überraschend deshalb, weil Frauen einen weitgehend ungehinderten Zugang zu Kindern haben und kaum Entdeckung befürchten müssen.

Weitere Zahlen, die bisher zu keinem gesellschaftlichen Aufschrei geführt haben, habe ich in der Einführung genannt.

Bleibt von Männern ausgeführte und verursachte Gewalt, vor allem an Frauen, im Fokus während die Gewalt von Frauen und die Gewalt gegen Jungen und Männer, durchgeführt von Vertretern beiderlei Geschlechts, im Aufmerksamkeitsabseits steht, kann man getrost von "Doppelstandards der Gleichstellung" sprechen, die zunehmend bewirkten, dass Männer ignoriert oder diskriminiert werden.

Auch auf der gesellschaftspolitischen Ebene zeigen sich diesbezüglich bei genauerer Betrachtung enorme Ungleichheiten zuungunsten des Mannes in der Gesellschaft. So gibt es zum Beispiel das Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend. Ein Ministerium also, das für alle zuständig ist, ausser für erwachsene, ledige und kinderlose Männer.

Weitere Beispiele:

- 2007 verwarf der Bundestag eine Petition zur gleichberechtigten Krebsvorsorge von Männern. U.a. steht Frauen ab ihrem 30. Lebensjahr eine Hautkrebsvorsorge zu, Männern erst an dem 45. Lebensjahr. Dabei ist Hautkrebs bei Männern weiter verbreitet als bei Frauen.
- Die dreckigsten (Müllabfuhr, Entsorgung, Tiefbau, Gummiverarbeitung, Abwasserreinigung u.a.m.) und die gefährlichsten (Hochbau, Gefahrgütertransport, Dachdecker, Gleisbauer, Sicherheitswesen, Feuerwehr, Katastrophenschutz, Bergwerk) Arbeiten werden von Männer verübt ohne das es Anstrengungen in Richtung Quotenregelung gibt.
- Entsprechend liegt die Todesrate bei Polizei, Feuerwehr, Notärzten Sanitäter, Katastrophendienste oder THW bei 98:2 zuungunster der Männer. Etwas polemisch: und die haben oft genug ihr Leben auch für Frauen und Kinder eingesetzt.
- 70% der Trennungen und Scheidungen gehen mittlerweile von der Frau aus. Studien belegen, dass nach solchen Ereignissen die Suizidrate bei Männern sprunghaft ansteigt und es Frauen etwa einem Jahr nach der Trennung deutlich besser geht als den betroffenen Männern. Entsprechende Unterstützungsprogramme gibt es nicht.
- Deutsche Mütter erhalten dreizehnmal häufiger die elterliche Sorge übertragen als die Väter. Geschiedene Mütter bestimmen dann faktisch den Umgang zwischen Vater und Kind.

So ließe sich die Liste fortsetzen. Abschließend möchte ich zur Illustation ein besonders populäres und besonders schreckliches Beispiel unterschiedlicher Betroffenheit einer breiten Öffentlichkeit anführen:

Im Juni 2013 tötete die nigerianische Terrorgruppe Boko Haram 42 Jungen bei einem Angriff auf eine Schule: Die Jungen wurden zusammengetrieben, dann warfen die Mörder Sprengstoff auf sie. Im September 2013 griffen Boko Haram-Terroristen nachts das College of Agriculture in Gujiba, Nigeria, an – sie attackierten gezielt die Schlafsäle der jungen Männer und töteten 44 von ihnen. Im Februar 2014 wurden 59 Jungen einer nigerianischen Internatsschule von Boko Haram-Terroristen erschossen oder bei lebendigem Leib verbrannt. Die Mädchen der Schule ließen die Terroristen frei. Ebenfalls im Februar 2014 überfielen Boko Haram-Terroristen das nigerianische Dorf Izghe, massakrierten dort über mehrere Stunden die männliche Bevölkerung, auch Jungen oder Babies. Unter den 106 Toten waren 105 männlich, und eine war eine Frau, die versucht hatte, ihren Enkel vor den Massenmördern

zu schützen. Im Mai und Juni 2014 begingen Boko Haram-Terroristen über viele Tage lang Massaker in verschiedenen Dörfern im Nordosten Nigerias. Die Terroristen traten zunächst als Soldaten auf, die vorgaben, die Bevölkerung vor Attacken Boko Harams schützen zu wollen – sie führten gezielt Männer und Jungen zusammen und eröffneten dann das Feuer auf sie. CNN spricht von etwa 400 bis 500 Toten.

Die Liste der Verbrechen der islamistischen Terrorgruppe könnte leicht fortgesetzt werden. Über all diese Verbrechen wurde zwar vereinzelt auch in den Nachrichten europäischer oder amerikanischer Medien Europas oder Amerikas berichtet, darüber hinaus erregten sie dort allerdings kaum Aufmerksamkeit.

Boko Haram wurde für eine weite Öffentlichkeit erst interessant, als die Terroristen der Gruppe im April 2014 eine Schule in Chibok, ebenfalls im Nordosten Nigerias, überfielen, 276 Mädchen entführten und ankündigten, sie als Sklavinnen zu verkaufen. Der Spiegel: „Ihre Kämpfer haben Kirchen angegriffen, Schulen überfallen, Selbstmordattentäter in vollbesetzte Pendlerbusse geschickt und ganze Dörfer niedergemetzelt. Mehrere tausend Menschen sind dabei seit 2010 getötet worden. International hat jedoch erst die Entführung der mehr als 200 Mädchen im April für größeres Aufsehen gesorgt.“

.....

Dass Männer in der offiziellen Geschlechterpolitik nur als Objekt der Kritik ins Visier geraten sind, ist problematisch. Generell wird man bemerken müssen, dass es seit geraumer Zeit an Empathie für das männliche Geschlecht fehlt. Jungen und Männer haben – wohlgemerkt für ihre geschlechtsspezifischen Anliegen – keine Advokaten, keine Lobby.

Ihr Leistungs- und Erfolgsprofil hindert Männer auch selbst daran, ihren Blick auf die eigenen Schwierigkeiten zu richten. Die Einseitigkeit deutschsprachiger Gleichstellungspolitik als Frauenpolitik zeitigt inzwischen kontraproduktive Tendenzen für die gesamtgesellschaftliche Entwicklung.

Freuds Diktum von den Frauen als dark continent hat sich historisch gedreht. Die Welt der Frauen ist heute differenziert erforscht, während Männer eher das unbekanntere Geschlecht repräsentieren. Dazu haben sie selbst beigetragen, weil sie sich – im Gegensatz zu den Frauen – um ihre eigene Verfasstheit wenig kümmern.

Männliche Sozialisation

Die sieben maskulinen Imperative:

Je weniger Schlaf ich benötige,

Je mehr Schmerzen ich ertragen kann,

Je mehr Alkohol ich vertrage,

Je weniger ich mich darum kümmere, was ich esse,

je weniger ich jemanden um Hilfe bitte und von jemandem abhängig bin,

je mehr ich meine Gefühle kontrolliere und unterdrücke, und je weniger ich meinen Körper achte, desto männlicher bin ich.

Herb Goldberg

Das Aufwachsen von Jungen in unserer Gesellschaft ist durch die Suche nach männlicher Geschlechteridentität im Bindungs-/Ablösungsverhältnis zur Mutter und in dem – mit ihm konkurrierenden und zugleich suchenden – Verlangen nach dem ›männlichen‹ Vater (oder einer vergleichbaren männlichen Bezugsperson) bestimmt.

Dies unterscheidet sie in der frühen kindlichen Phase von den Mädchen, die sich auf der Suche nach Geschlechtsidentität nicht von der Mutter lösen müssen und bei denen der Geschlechtskonflikt erst in der Pubertät in der Dramatik der Ablösung von der Mutter Gestalt gewinnt. Für den Jungen aber beginnt der Ablösungsprozess von der Mutter schon im frühkindlichen Alter von 3 bis 5 Jahren zu einer Zeit, in der sich das autobiografische Gedächtnis entwickelt hat und der Junge erkennen kann, dass er körperlich nicht der Mutter, sondern dem Vater oder anderen männlichen Bezugspersonen gleicht. Für den Jungen ist es dabei meist schwer über den Vater – oder eine ähnlich nahe männliche Bezugsperson – die Alltagsidentifikation zu bekommen, die er braucht, um in ein ganzheitliches, Stärken und Schwächen gleichermaßen verkörperndes Mannsein hineinwachsen zu können. Väter sind meist unter der Woche ausser Haus. Die alltägliche Beziehungsarbeit obliegt meist der Mutter, die sich dem Jungen in ihren Stärken und Schwächen zeigt. Die Schwächen des Vaters und seine alltäglichen Nöte des Mannseins, das Ausgesetztsein und der Verletzungen im Beruf werden dagegen für den Jungen kaum sichtbar. Wenn Väter sich engagieren sind sie meist nur am Wochenende verfügbar und dann machen sie mit den Kindern besondere Aktivitäten - der Vater bringt die Events. Der Großteil der Väter ist zeitlich stark an die Arbeit gebunden. Oft mit dem Bedauern, dass sie z.B. keine längere Elternzeit nehmen können. So erhält der Junge meist ein einseitiges Vaterbild, das durch die ›starken‹ Männerbilder, die er mit zunehmendem Alter über die Medien wahrnimmt, noch verfestigt wird. Dies führt bei ihm zwangsläufig zur Idealisierung des Mannseins und zur Abwertung des Gefühlsmäßigen, schwach, weich und weiblich Erlebten. Die eigenen als weiblich konnotierten Gefühlsanteile, die er seit der frühkindlichen Verschmelzung mit der Mutter in sich trägt, kann und „darf“ er immer weniger ausleben.

Als weiblich gilt dabei z.B. die Wahrnehmung und Verbalisierung von Gefühlen. Und zwar von negativen weichen Emotionen ebenso wie von positiven. (Vergl. Schnack, Neutzling S. 110 ff.)

Das Motto ist: Bloß nicht darüber reden. Schwieriges und Unangenehmes wird eher wegrationalisiert, bagatellisiert oder kompensiert, positive Gefühle werden verdrängt. Dieser fehlende Selbstbezug zu eigenen Wünschen und Bedürfnissen, Ängsten und Hoffnungen führt zu Außenorientierung, permanenter (Selbst-) Kontrolle und starker Rationalität. Die Externalisierung von Gefühlen beinhaltet, dass es Männern tendenziell weniger entspricht, Emotionen

wahrzunehmen und auszudrücken. Auch die Begeisterung für technische Aspekte und die erhöhte Mediennutzung einiger Jungen kann in diesem Zusammenhang gesehen werden. Lothar Böhnisch und Reinhard Winter bezeichnen dieses Sozialisationsprinzip als „Zwang zur Abstraktion“ (Böhnisch/Winter, S. 29), und meinen damit, dass die Legitimation zum Handeln in Abstraktionen gefunden wird. Auch die für Jungen wichtige Coolness ist mit dieser Anforderung verwoben.

Die Drohung, ‚nicht-männlich‘ zu sein, zu wirken, ist allgegenwärtig. Männliche Identität stützt sich oft auf Abgrenzung von allem Weiblichen, so dass alles als männlich gilt, was ‚nicht-weiblich‘ ist. Was dabei jeweils alles als unmännlich gilt, kann erheblich variieren und wechselt je nach Konjunktur. Die unbedingte Vermeidung eines selbst erlebten eigenen Opferstatus gehört ebenfalls in diesen Bereich. Der Mann erhält handelnd die Kontrolle über sich und andere als Maxime. Bei Kontrollverlust droht gleichzeitig der Verlust der sicheren Geschlechtsidentität. Deswegen muss Männlichkeit - quasi als Beweis – in sich ständig wiederholenden Riten, Proben und Auseinandersetzungen erworben und gleichzeitig dargestellt werden.

Das Tabu der Homosexualität wirkt ebenfalls als ein wesentliches Prinzip männlicher Normierung. Jede Abweichung von der männlichen und damit heterosexuellen Ordnung wird marginalisiert und verdrängt. Der Verdacht, schwul zu sein, schwul auszusehen, sich schwul zu verhalten usw. ist die zentrale Drohung, mit der weniger homosexuelle Handlungen diskreditiert werden, als vielmehr die Legitimation von Männlichkeit entzogen wird (vgl. Budde 2005). Beschimpfungen wie „schwule Sau“, „Homo“ oder „Schwanzlutscher“ unterstellen damit weniger gleichgeschlechtliche Orientierung als vielmehr ein Nicht-Männlich-Sein“.

Das Prinzip der Gewalt ist nach wie vor ein wichtiges Merkmal männlicher Sozialisation. Ein funktionales Körperverhältnis und die Unterordnung vermeintlich Schwächerer bedingen immer noch eine starke Verknüpfung von Gewalt und Männlichkeit. Auch wenn mittlerweile festgestellt wurde, dass Mädchen ebenfalls körperliche Gewalt einsetzen und längst nicht alle Jungen in Gewalthandlungen involviert sind, so gilt die Option, Männlichkeit durch den Einsatz körperlicher Gewalt herzustellen, immer noch weitestgehend als legitim. Dabei ist der Anteil von Jungen sowohl als Täter wie als Opfer größer als von Mädchen.

Frauen, und damit Mütter, unterliegen ebenfalls dem gesellschaftlichen Bild vom „starken Mann“. Sie vermittelt ihrem Sohn damit ebenfalls andere Erwartungen als ihren Töchtern. Und diese Erwartungen sind an Die Mutter bleibt also weiterhin eine zentrale Figur im Prozess der Entwicklung von Männlichkeit. Gleichzeitig hängt es aber vor allem auch vom Vater bzw. der vom Jungen gesuchten männlichen Bezugsperson ab, inwieweit er sich so gegenüber dem Jungen öffnen kann, dass dieser erfährt und spürt, dass zum Mannwerden nicht nur Inszenierung von Stärke, sondern auch Erleben und Durchleben von Schwächen gehören.

Wie sich im Kindesalter das Mannwerden je unterschiedlich biografisch entwickelt, hängt aber nicht nur von der jeweiligen Mutter-Vater-Konstellation ab, sondern auch von den ersten gesellschaftlichen Erfahrungen, die Jungen in ihrer Umwelt machen. Diese Erweiterung ist wichtig, da es ja keineswegs an den Eltern allein liegt, in welches Geschlechterrollenverhalten Kinder hineinwachsen und manche Eltern sich wundern, warum ihre Kinder, trotz elterlicher Versuche einer geschlechtsemanzipativen Erziehung, traditionelle Geschlechterrollenstereotype übernehmen. Hier spielen die früh von den Kindern konsumierten Medien und deren Geschlechterbilder schon eine wichtige Rolle.

Schließlich fällt ins Gewicht, dass die Jungen im Kindergarten und in der Grundschule kaum auf männliche Erzieher/Kindergärtner oder Lehrer treffen und somit auch wieder Vorbilder des Mannseins fehlen.

Bewältigungsfallen für den Jungen sind also früh aufgestellt. Zuspitzen kann sich dies in der Zeit der Vorpubertät, also im Alter zwischen 9 und 12 Jahren, in der die Geschlechter in unserer Kultur in unterschiedliche Reifungsprozesse eintreten. Jungen kommen erst ein gutes Jahr später in die Pubertät als Mädchen. So machen viele von ihnen die Erfahrung, dass Gleichaltrige, nun schon ›fraulich‹ erscheinende und sich entsprechend mental und körperlich gebende Mädchen von den gleichaltrigen Jungen abwenden und für ältere Jungen schwärmen. Dies kann bei den Jungen zu erheblichen Selbstwert- und Anerkennungsstörungen, zu Hilflosigkeit führen, die sie dann oft sexistisch und pornografisch abspalten. Die erlittene Kränkung durch die Mädchen wird durch sexistische Inszenierungen kompensiert. Die Jungentoiletten in den Schulen füllen sich mit sexistischen Sprüchen und pornografischen Graffitis. So kann – je nach bisherigen Bewältigungserfahrungen des Jungeseins – die Spannung von Idealisierung des vermeintlich Männlichen und Abwertung des vermeintlich Weiblichen wieder neu aufbrechen. Diese Abwertung richtet sich dabei nicht nur gegen Mädchen und Frauen, sondern in besonderem Maße auch gegen als nicht ausreichend männlich erachtete Geschlechtsgenossen.

Im jugendlichen Pubertätsalter zwischen 13 und 16 Jahren, in dem die Peergroups und die Gleichaltrigenkultur eine zentrale Rolle für die Identitätsformation und die soziale Orientierung spielt, fallen immer noch die männlich dominierten Cliquen auf, wenngleich auch Mädchen inzwischen schon ihre eigenen jugendkulturellen Gesellungsformen suchen. Man könnte formulieren, dass die Jungen in diesem Kontext der Gesellungsform der männlichen Clique zum ersten Mal richtig ›unter Männern‹ sind und sich nur an (gleichaltrigen) ›Männern‹ orientieren können. Allerdings kommen – je nach bisherigen biografischen Bewältigungserfahrungen und entsprechenden sozialen Chancen – Jungen zusammen, die sich selbst noch nicht ihres Mannwerdens sicher sind. Das in der männlichen Sozialisation immer noch schwelende Homosexualitätstabu und der Selbstbezogenheit der Gruppe können dann den Zirkel von Idealisierung des „Männlichen“ und Abwertung des „Weiblichen“ neu aktivieren.

Schließlich kann das Alter zwischen 18 und 25 Jahren, die Zeit des Junger-Erwachsenen-Seins, für viele junge Männer auch wieder zur Bewältigungsfaller werden, zum Neuaufbrechen der Spannung von Idealisierung und Abwertung führen, indem die Übergänge in Arbeit und Beruf für viele riskant und unübersichtlich fragil geworden sind. Die jungen Männer sind auf sich selbst zurückgeworfen und stehen unter dem Druck, sich inszenieren zu müssen, um Selbstwert und Anerkennung/Aufmerksamkeit zu erlangen. Maskulinität wird dann nicht selten von jungen Männern – nicht nur aus sozial benachteiligten Milieus – als Bewältigungsressource aktiviert. Dies erweitert aber nicht, sondern verengt eher die biografische Übergangsperspektive. Gleichzeitig gibt es für diese Altersgruppe kaum regionale Anerkennungskulturen.

Physiologische Perspektive

Die moderne Hirnforschung geht davon aus, dass ein menschliches Gehirn eine vielfache Überkapazität an Möglichkeiten, genauer, Verknüpfungsmöglichkeiten hat. Diese Verknüpfungen entstehen durch Benutzung. Anders ausgedrückt: hätten wir fünf Arme, drei Beine, zwei Mägen und sechs Augen rund um unseren Kopf herum, würde unser Gehirn dies bewältigen können. Es hätte nur

andere Verknüpfungen. Es bildet sich so aus, wie wir es benutzen. Insbesondere wie wir es gern benutzen. „ Das Gehirn wird so, wie man es mit starker Begeisterung, also mit starker emotionaler Beteiligung, benutzt.“ (Hüther S.83 ff)

Dazu kommt, dass es genetisch seit 100.000 Jahren keine Veränderung beim menschlichen Erbgut gibt. Gelänge es, eine vor 100.000 Jahren befruchtete Eizelle in eine heutige Leihmutter einzupflanzen, so wäre das von ihr zur Welt gebrachte Kind ebenso wie der später erwachsene Mensch nicht von anderen zu unterscheiden. (Vergl. Hüther S. 62/63).

Grundsätzlich sind die genetischen Anlagen für die Ausbildung des Gehirns bei beiden Geschlechtern gleich. Bis auf das Y-Chromosom besitzen Männer und Frauen dieselben Chromosomen. Und auf dem Y-Chromosom steht nichts, was für den Hirnaufbau entscheidend wäre, es sorgt nur dafür, dass dem Embryo Hoden wachsen. Die allerdings produzieren das Hormon Testosteron. Deshalb findet die Hirnentwicklung unter anderen Rahmenbedingungen statt.

Man könnte dabei sagen, Jungs machen sich von Anfang an mit mehr Antrieb auf den Weg. Dies ist einer der Gründe dafür, dass Jungs im Durchschnitt mehr Halt im Außen brauchen. Sie orientieren sich stärker im Raum und suchen nach etwas, das ihnen Bedeutsamkeit verschafft. Neugeborene Mädchen haben das weniger nötig. Die haben in sich selbst genug Halt.

Männern fehlt ein zweites X-Chromosom. Alle anderen Chromosomen müssen paarweise vorhanden sein, damit ein Embryo lebensfähig ist. Die Natur schickt den Mann mit diesem einzelnen X-Chromosom auf die Welt. Das macht das männliche Geschlecht anfälliger. Wenn es z.B. in der Embryonalentwicklung oder direkt nach der Geburt Komplikationen gibt, sterben weitaus häufiger die Jungs. Und auch später gilt: Wenn ein Kind konstitutionell schwächer ist, muss es mehr tun, um Stabilität zu finden. Hüther sieht hier einen der Gründe, weshalb Jungs diese Affinität zu allem haben, was gewaltig und stark und stabil aussieht. Jungs sind also zwar mit dem „kraftvollen“ Y-Chromosom, auch zum Nutzen der gesellschaftlichen Welt, ausgestattet, „erkaufen“ dies jedoch mit dem fehlenden, Stabilität gebenden zweiten X-Chromosom.

Aus dem gleichen Grund begeistern sich schon Jungs für alles, was ihnen Erfolg, Status und Geltung verschaffen könnte. Sie suchen mit mehr Vehemenz nach Halt und Bedeutung in dieser Welt, im Außen. Dafür werden sie von der Gesellschaft ge- oder benutzt: Männer haben die kulturelle Funktion, neue Räume zu erschließen und an, oft eben auch über ihre eigenen, Grenzen zu gehen.

Ein Teil der Jungs bleibt auf der Strecke. Die Erfolgreichen landen in gesellschaftlich akzeptierten Positionen. Die anderen enden als Obdachlose, Drogenabhängige, Kriminelle, Schläger. Aber auch Nobelpreisträger und Hirnforscher sind letztlich nur Menschen, die gelernt haben, eine Rolle zu spielen.

Männer sind wie sie sind, weil sie innerhalb ihres Kulturkreises schon als kleine Jungs immer wieder eingeladen werden genau solche Rollen zu übernehmen, die für die jeweilige Kultur wichtig sind. In jeder neuen Generation muss jeder Junge, der auf die Welt kommt, die schmerzhafteste Erfahrung machen, dass er den nötigen Halt nur findet, wenn er gewisse Erwartungen erfüllt. Aber das ist weniger Wachstum, sondern eher Verbiegung, Selbst-Abriechung oder eben Bewältigungsstrategie.

In jeder Kultur haben die Männer irgendwelche Rollen übernommen. Meist freiwillig und meist schon von Kindesbeinen an. Ernährer, Geldbeschaffer oder Beschützer, Erfinder, Abenteurer, Krieger und Verteidiger – es war egal, was es war, nur eines musste es unbedingt sein: bedeutsam, wichtig,

geschätzt und halt-bietend. Auf ihrer Suche nach Halt und Anerkennung sind Männer sehr leicht dazu zu bringen, alle möglichen Aufgaben zu übernehmen und die dazugehörigen Rollen zu spielen – oft so lange, bis sie sich mit diesen Rollen völlig identifizieren. Eine besonders beliebte Rolle war die des Machthabers über andere. Das ist nun alles in relativ kurzer Zeit ins Wanken geraten. Männer haben es heutzutage sehr schwer, eine Rolle zu finden, die ihnen Anerkennung, Achtung und Bedeutsamkeit verschafft. Die deutschsprachige Welt funktioniert immer weniger nach traditionell männlich-konnotierten Werten und Mustern. Gleichzeitig sind diese Erwartungen aber dennoch tief verwurzelt – und das bei Männern und Frauen.

Typische Verhaltensunterschiede zwischen Männern und Frauen sind also nicht genetisch determiniert. Diese gängige Vorstellung müssen wir aufgeben. Der entscheidende Punkt ist nicht, wie sich erwachsene Hirne unterscheiden, sondern wie es dazu kommt.

Schon kleine Jungs, die auf die Welt kommen, orientieren sich stärker im Außen und benutzen deshalb mit besonderer Begeisterung die Hirnregion, die dabei aktiv wird. Das Gehirn ist ein Organ, mit dem wir uns in der Welt orientieren, aber es wird erst im Kontakt mit dieser Welt geformt.

Das fehlende zweite X-Chromosom macht das männliche Geschlecht anfälliger. Wenn ein Kind konstitutionell schwächer ist, muss es mehr tun, um Stabilität zu finden. Nicht umsonst haben Jungs diese Affinität zu allem, was gewaltig und stark aussieht. Das ist alles männlich. Aber nicht, weil die Gene das bestimmen würden. Sondern weil die Suche der kleinen Jungs nach Halt in kulturelle Bahnen gelenkt wird. Sie tun, was sie sollen.

Psychodynamische Perspektive

Zusammengefasste Voraussetzungen für die Bewältigungsprinzipien des Mann-seins:

Beim „Gendering“, dem gesellschaftlich determinierten Prozess der Konstruktion der Kategorie Geschlecht, in diesem Fall Mann, werden beim Jungen auf verschiedensten Ebenen ein Bild von Männlichkeit in Abgrenzung zur Weiblichkeit erzeugt.

Jungen erleben:

- geschlechtshierarchische Arbeitsteilung (bei Höherangigkeit der männl. Tätigkeiten)
- geschlechtstypische Interaktionsformen
- geschlechtsbezogene Rollensysteme (Familie und Arbeit)

Jungen akzeptieren durch diese Allgegenwärtigkeit diese scheinbar selbstverständlichen Forderungen an Männlichkeit. Jungen und Männer, die gegen diese "Regeln" verstoßen, werden sanktioniert. Der Junge lernt, dass er der Starke zu sein hat, z.B., das aktiv Täter sein „männlicher“ ist als passiv Opfer.

Bei der innerpsychischen Dimension spielt die frühe Trennung von der Mutter eine zentrale Rolle. Jungen verlieren aufgrund gängiger Geschlechtsstereotype eher den innigen, symbiotischen Kontakt zur Mutter. Sie "sollen" früher selbstständig, abenteuerlustig, mutig, unempfindlich sein als ihre Schwestern. Innere Impulse wie Trauer, Verletztheit, Sehnsucht nach Geborgenheit und Scham

werden von Müttern und Vätern weniger selbstverständlich positiv beantwortet als bei den Mädchen. Aktive Impulse werden positiv gespiegelt, passive Impulse wie Wunsch nach Nähe, Intimität und Schutz werden eher abgeschwächt oder abgelehnt. Die Mütter geben an, sie fühlten sich mit den Töchtern, den "Gleichen" intensiver und länger emotional verbunden. Erschwerend kommt hinzu, dass Jungen im Alter von 3-5 Jahren bemerken, dass sie anders sind als die allgegenwärtige Mutter und sie müssen sich in weitgehender oder kompletter Abwesenheit des Vaters in Bezug auf ihre Identität von der Mutter lösen.²

Nicht nur im häuslichen Bereich, sondern auch in den ersten gesellschaftlich relevanten Institutionen findet frühkindliche Sozialisation in einer frauengeprägten Alltagswelt statt. Emotional greifbare Männer sind Mangelware. Grenzen Jungen sich von der Frau ab um Mann zu werden, fallen sie ins Leere. Da wo Männer und Väter sein sollten um den Jungen zu helfen, um einerseits die Verstrickungen zu lösen und andererseits konkrete, leibhaftige Identifikationsfiguren abzugeben, ist niemand. Die Männer sind "draußen" in der Welt. In einer Welt, die insbesondere nach den Gesetzen von Arbeit und Geld dominiert wird. Gleichzeitig erleben Jungen in ihrer Welt die erwachsenen Frauen, allen voran die Mutter, als sehr mächtig. Ein Widerspruch zum Gebot des mächtigen Mannes.

Deshalb geht der Junge vorzugsweise einen Weg der negativen Identifikation:

Wie Frauen sind und sein sollen weiß er - um ein Mann zu werden muß er wenigstens anders sein, eine Nicht-Frau werden. Die als weiblich etikettierten Impulse werden, trotz aller Bedürftigkeit, als unmännlich abgewehrt. Die fehlenden Männer in einer, aus Kindersicht, Frauenwelt, werden durch „Ideale“ aus Fernsehen, Büchern, Filmen, Sport, Pop, Zeitungen und Erzählungen ersetzt. Und die Anforderungen sind hoch!

Im Zuge dieser nochmal kurz skizzierten Jungensozialisation kommen den Jungen Männern ihre Zugänge zu eigenen Gefühlen und Bedürfnissen, die aus dem ganzen Selbst entstehen, als unmännlich abhanden oder werden zumindest erschwert. Vielleicht fürchten sie diese sogar oder verachten sie. Bei sich und natürlich bei anderen. Wollen sich diese nicht anmerken lassen.

Das hat zur Folge, dass Jungen und Männer sich dem "Außen"(Mann) zuwenden um dem "Innen"(Frau) zu entgehen. Dieses Prinzip der Außenorientierung in Wahrnehmung und Handlung, die Externalisierung, kann als Grundmuster männlicher Sozialisation und Lebensbewältigungsstrategie bezeichnet werden.

Neumann und Süfke konkretisieren dieses Muster und beschreiben neben dem Grundprinzip Externalisierung sechs „Wächter“ die dafür sorgen, dass man nicht mit dem Inneren, dem Weichen, dem Bedürftigen in Kontakt kommt oder dass diese Anteile gar sichtbar hervortreten und den Mann als unmännlich erscheinen lassen. Diese Verhaltens- und Einstellungsmuster haben speziell die Aufgabe des "nach-außen- lenkens" und vom „innen-ablenkens“ (Vergl. S. 34 ff.):

- Stummheit

² Dazu mehr in Kapitel Tiefenpsychologischer Zugang.

Männer reden, manchmal sogar viel, jedoch selten über sich, weil ihnen der Bezug zu ihrem Inneren fehlt. Gefühle, Impulse und Bedürfnisse wie Angst, Hilflosigkeit, Ohnmacht, Nähewünsche und Wünsche nach Trost, Schutz und Sicherheit wurden oft früh mit Scham besetzt, weggesperrt und nun steht der Wächter Stummheit vor der Tür.

- Allein sein

Als Folge der genannten Unfähigkeit sich mitzuteilen, bleiben Männer oft auch in Partnerschaften und Freundschaften letztlich allein. Vorhandene Partnerschaften aufrecht zu erhalten ist ebenfalls schwierig. Denn die unzureichend entwickelte Empathiefähigkeit macht den Zugang zu den potentiellen Partnerinnen schwer. Das ganze Drama wird dann manchmal stilisiert zum Habitus des "lonesome cowboy" oder des einsamen Wolfes. Männerhelden sind selten Familienväter und wenn, liegen die Aufgaben deutlich woanders.

- Rationalität

Die benannte Abwehr und Abwertung selbstbezogener emotionaler Bereiche geht Hand in Hand mit einer Überbetonung von Logik, Verstand, Technik und Wissenschaft. Wer kennt nicht Situationen, in denen SIE sich problembezogen öffnet um Verständnis zu erhalten und als Antwort vom IHM eine ganze Reihe an praktischen Lösungsvorschlägen erhält

- Kontrolle

Eigene Gefühle und Bedürfnisse werden manchmal bis zur Schmerzgrenze und darüber hinaus in Schach gehalten. Doch zur Aufrechterhaltung des männlichen Machtsystems müssen auch "die Anderen" möglichst unter Kontrolle gehalten werden. Wenn das, wie so oft, nicht möglich ist, können unkontrollierte Gefühlsdurchbrüche mit Gewalt oder selbstschädigendem Verhalten die Folge sein. Die Benutzung von Alkohol oder anderen Rauschmitteln können aus dieser Perspektive auch als Versuche gelten, dem Kontrollzwang zumindest für kurze Zeit zu entkommen.

- Körperferne

Männer funktionalisieren ihren Körper bei Arbeit, Sport, Sexualität wenn sie sich mit ihm beschäftigen. Dabei verlangen sie Höchstleistungen bei oft mangelhafter "Wartung". Sie gehen später oder gar nicht zum Arzt, ruhe sich weniger aus, ernähren sich schlechter. Der Körperkult in Fitnessstudios und Kampf(-kunst)sportarten dient eher der Demonstration von Kraft, Stärke und Macht statt der Gesundheit und dem Wohlfühlen.

- Gewalt und Benetzung

Dieses "männliche" Prinzip von Macht über den eigenen Körper, die verdrängten "weiblichen" Impulse und Bedürfnisse wird auch auf andere ausgedehnt: Kontrolle ist das Prinzip, das Ziel. Gewalt und Benetzung gegen sich selbst findet sich im Konkurrenzdruck, Leistungsdruck und ignorieren körperlicher und seelischer Beschwerden wieder. Und ganz im Sinne einer gelungenen Projektion lassen sich die eigenen ungeliebten, verachteten Anteile dann auch im anderen bekämpfen.

Von der Hilflosigkeit zur Macht

Da unsere Gefühle und Bedürfnisse wichtige Verhaltenshilfen sind, die uns Ziel und Richtung unsere Handlung geben, entsteht neben der "gelernten" und aufrecht erhaltenen emotionalen Leere, verursacht durch den Bruch mit der Mutter, eine große Unsicherheit. Die Angst vor der Lebendigkeit der eigenen Bedürfnisse, die als bedrohliche Feinde (der "männlichen" Identität) erlebt werden, schafft und erhält eben diese Leere.

Komplett wird das Dilemma für Männer dadurch, dass nicht nur das Unterdrücken von Gefühlen Unsicherheit schafft, sondern auch schon deren bewusste Wahrnehmung. Der Umgang mit eigenen bewusst wahrgenommen passiven, „weichen“ Gefühlen ist ungewohnt und in der Vergangenheit von innen und außen sanktioniert worden. Das schafft äußerste Verunsicherung und Hilflosigkeit. Hilflosigkeit ist aus "männlicher" Sicht aber nicht erlaubt und muss, weil als fundamentale Bedrohung erlebt, besonders unterdrückt, abgewehrt und abgespalten werden.

Männer sollen aktiv, gestaltend, selbstständig und problemlösend sein - und niemals hilflos. Hilflosigkeit bedeutet das Ende der Bewältigungsprinzipien Rationalität und Kontrolle und lässt sich angesichts von Stummheit und Alleinsein nur schwer auflösen. Jeder, der Hilflosigkeit hervorruft, wird bekämpft, verachtet. Ebenso jeder, der sich hilflos zeigt (Projektion).

Von der Gefühlsferne zur Abstraktion

Können eigene innere Impulse und Wünsche nicht zur Handlungslegitimation hergezogen werden, braucht es äußere Begründungen für das eigene bewusste Handeln. Ideale, Dogmen, Traditionen, Regeln und Gesetze bieten diese äußeren Handlungslegitimationen.

Ambivalenz gegenüber Frauen

Die für die Männer als Jungen so erlebte Abwehr alles Weiblichen, um als Nicht-Frau ein Mann zu werden, verdichtet sich zur Abwertung von Frauen (mit ihren tatsächlichen oder phantasierten Eigenschaften) schlechthin. Dennoch bleiben die abgewehrten weichen, als weiblich konnotierten Anteile natürlich als unbewusste Wünsche, Phantasien und Sehnsüchte nach Nähe, Schutz und Intimität bestehen.

Auf der unbewussten Ebene führt das paradoxerweise dazu, dass Frauen mit ihren weiblichen (von Mann verdrängten und abgespaltenen) Anteilen eine enorme Attraktivität bekommen. Die Ambivalenz gegenüber Frauen, das Schwanken zwischen Nähewünschen und Abgrenzungsbedürfnissen, zwischen Sehnsucht und Angst, Zuneigung und Ablehnung ist ein grundlegendes, vor allem auch therapeutisches Männer-Thema. (Neumann und Süfke. S38 ff.)

Männer in Beziehungen zu Frauen

Söhne und Mütter

- Männer werden von Frauen geboren.
- Männer müssen Männer werden.
- Mütter können Söhne nicht zu Männern machen, weil sie Frauen sind. (Vergl. Hollstein S. 99 ff.)

Männer sind deshalb gezwungen, sich als Heranwachsende von den Frauen abzuwenden, um dergestalt eine eigene männliche Identität zu erwerben.

Die Geschichte der Männlichkeit ist auch ein großes Stück weit die Geschichte der männlichen Angst vor der Frau. Das Weibliche ist unzweifelhaft das Urtümliche. Die Fruchtbarkeit der Frau lässt uns leben und weiterleben.

Um ihre natürliche Zweitrangigkeit zu kompensieren, begannen die Männer schon früh, die Welt der Kultur zu erschaffen. Sie bauten Werkzeuge, errichteten Behausungen, zogen Zäune um Äcker und Herden, formulierten Gesetze und begründeten Herrschaft. Gegen die Natur der Frau entstand die Kultur der Männer. Je reicher im Laufe der Geschichte die Gesellschaften wurden, desto weniger Bedeutung kamen Frau und Natur zu und desto mehr wuchs die Wichtigkeit von Mann und Kulturarbeit.

Die Mutter steht im Zentrum des kindlichen Daseins; sie bringt uns nicht nur ins Leben, sondern gewährt und garantiert es. Erziehungswissenschaftler sind sich einig, dass die Bindung zwischen Mutter und Kind die psychologische Entwicklung des Menschen entscheidend prägt. Die optimistische oder pessimistische Grundhaltung zum Leben, das Urvertrauen, die Basismuster von Liebe und Beziehung entstehen in der frühen Interaktion von Mutter und Kind. Insofern steht die Mutter auch im Mittelpunkt männlichen Lebens; der Vater ist wichtig, aber zunächst einmal sekundär. Die gegenwärtigen Erziehungsbedingungen verstärken das; in ihnen nimmt die Mutter gegenüber ihrem Sohn eine übermächtige Stellung ein.

Der Vater hingegen ist in der arbeitsteiligen Gesellschaft eher eine abstrakte Größe. Die Mutter ist immer da und dies in einer Intensität, die sich auch als problematisch erweist. Jungen und Männer wachsen aus der gemachten Erfahrung heraus in die Erwartung hinein, lebenslang mit mütterlicher Fürsorge umwoben zu sein.

Wenn die leibliche Mutter diese umfassende Liebe als Schutz und Sicherheit nicht mehr gewährleistet, — so ist dann die männliche Erwartung —, sei dies die Aufgabe der Freundin, der Partnerin, der Ehefrau.

Schutzlos ist er der Junge der allumfassenden Fürsorge der Mutter ausgeliefert, zumal die begrenzende Kompensation durch den Vater zumeist fehlt. Für die Mutter ist der Junge näher als der Ehemann, dem ihre eigentliche Liebe gehört. Sie überträgt auf den Sohn, was sie beim berufsabsentem Gatten nicht auszuleben vermag. So bleibt die Mutter für den Jungen lange, oft zu lange, seine primäre Identifikationsfigur, in den zunehmenden Konstellationen von alleinerziehender Mutter und Sohn sogar die einzige. Die um der Männlichkeit willen erzwungene Loslösung von der Mutter schafft die latente Angst vor dem Rückfall in die gehabte Symbiose. Jede Frau erinnert an die Zeit mit der Mutter, aber auch an den traumatischen Schmerz der Separation, der unbewusst immer präsent ist.

Die Abhängigkeit vom Weiblichen ist und bleibt ein zentrales Thema des männlichen Lebenslaufes. Sein Ursprung liegt in der traumatischen Muttererfahrung des Jungen in unserer Kultur. Eine Antwort des Mannes ist der Versuch, das Weibliche zu beherrschen und in seiner konkreten Manifestation der individuellen Frau zu kontrollieren. Die Macht des Weiblichen glaubt der Mann häufig nur durch Abwehr in aushaltbare Grenzen eindämmen zu können; dazu gehören Flucht, Distanz, Impotenz, Herrschaftsgebaren, Gefühlsrohheit und die je sorgsame Kontrolle über Erotik, Sinnlichkeit und Sexualität. Sie alle beugen der „Gefahr“ vor, sich zu verlieren, sich zumindest momenthaft

aufzugeben und sich einem anderen Menschen in Liebe auszuliefern; denn Letzteres bedeutet eine Bedrohung der mühsam erworbenen und aufgebauten Bildern eigener Männlichkeit. Die gezogenen Grenzen könnten sich auflösen, und die ursprüngliche Abhängigkeit vom Weiblichen wäre wiederhergestellt.

Der einzelne Mann muss dafür nicht nur die einzelne Frau beherrschen und kontrollieren, sondern auch sich selbst in ein Korsett der Selbstbezwungung einfügen; er muss seine eigenen Gefühle, Wünsche, Bedürftigkeit und Leidenschaften beherrschen.

Ein genauerer Blick in ethnologische, ethnographische und kulturhistorische Darstellungen zeigt, dass Männlichkeit in allen Gesellschaften als erarbeitete Distanz zur Weiblichkeit begriffen wird. Die Botschaft ist klar: Männlichkeit muss erworben werden, und dieser Erwerb gelingt nur als eigene männliche Unternehmung in der Ablösung von der Mütterlichkeit bzw. Weiblichkeit. Zu diesem Zweck kannten frühere Gesellschaften die Initiationsriten. Jungen wurden auf ihrem Weg zur Männlichkeit begleitet, in das neue Lebensstadium eingeführt und sorgsam eingeweiht; sie waren nicht allein, sondern umgeben von älteren und zum Teil schon weisen Männern.

Bernd Nitzschke beschreibt den tieferen Sinn der Initiationsriten als eine vorübergehende Abgrenzung von den Frauen und Müttern. Diese Lebens- und Entwicklungsphase von Jungen ist notwendig, „soll sich eine gefestigte männliche Identität ausbilden, die dann eine spätere Wiederannäherung an die Frauen (Mütter) erlaubt — ohne Angst, bei einer solchen Wiederannäherung von den Frauen verschlungen oder zerstückelt — um die eigene Identität gebracht zu werden“. Doch die Initiationsriten früherer Gesellschaften sind nicht mehr. Nicht nur das: Es gibt auch kein gesichertes Terrain mehr für Jungen, auf dem sie sich ausprobieren könnten, und es gibt — im übrigen — auch keine autonomen Räume mehr für erwachsene Männer, in denen sie mal unter sich und ohne Frauen sein könnten.

Diese männlichen „Räume“ fehlen, in denen Jungen sich zu Männern erproben können und in denen Männer nur Männer sein dürfen. Stattdessen werden Jungen heute durchweg von Frauen sozialisiert. Sie wachsen primär mit ihren Müttern, Tanten, Omas und deren Freundinnen auf, gehen in Kindergarten und Horte, wo „Mann“ ein Fremdwort ist, sind fast ausschließlich mit Erzieherinnen konfrontiert. Später meist ebenso exklusiv mit Lehrerinnen und sollte es Probleme geben, die es im Regelfall in dieser weiblichkeitsdurchwirkten Welt auch gibt, tritt die Sozialarbeiterin oder die Schulpsychologin auf den Plan, und wenn — im schlimmsten Fall — eine Therapie zu verordnen ist, gerät der Junge ebenfalls an eine Frau. Alle diese Berufe werden weit überwiegend von Frauen ausgeführt.

In solch frauendominierten Ambiente wird Jungen per se ein auffälliges Verhalten zugeschrieben, das von den Erzieherinnen als hypermotorisch, störend, übergriffig, unkonzentriert und aggressiv erlebt wird, obwohl es das von der Grundintention her gar nicht ist, sondern eben jungenhaft und gleichzeitig durchaus berechtigter Widerstand gegen die Dominanz von Weiblichkeit.

Inzwischen ist die Sorge von Pädagogen, dass Frauen dem typischen Verhalten von Jungen häufig mit Unverständnis oder Hilflosigkeit gegenüber treten akuter geworden und damit auch die Aufmerksamkeit für das Problem in größeren und flächendeckenden Untersuchungen. Dort wird dann auch dokumentiert, wie sehr das Verhalten von Jungen den Frauen aus der eigenen weiblichen Sozialisation fremd ist. Daher fiel es ihnen auch sehr schwer sich auf jungentypische Spiele oder Beschäftigungen einzulassen, weil diese oft den eigenen Interessen oder Erfahrungen widersprechen.

Vor allem in Horten und Grundschulen werde mit einem weiblichen Stil erzogen, der Jungen nicht entspricht. Mädchen werden vom weiblichen Personal als angepasster und kooperativer wahrgenommen. Dafür erhielten sie auch die besseren Noten als Jungen und die höherwertigen Empfehlungen für weiterführende Schulen. Studien haben ergeben, dass die Benotung in der Grundschule mehr auf Betragen und weniger auf intellektuelle Leistung der Schülerin oder des Schülers beruht.

Fachautoren beschwören die Gefahr, dass die Dominanz von Frauen unter den erwachsenen Erziehungspersonen dazu führen könnte, dass sich Jungen ganz bewusst von Frauen abgrenzen

Eine Studie über Lebensentwürfe, Rollenbilder und Haltungen zur Gleichstellung 20-jähriger Frauen und Männer, die die deutsche Bundesregierung 2007 in Auftrag gegeben hat, belegt, dass die Zukunftsängste der jungen Männer erheblich größer sind als die der jungen Frauen. Danach fehlen den jungen Männern in Bezug auf ihre eigene, neue Geschlechtsidentität die positiven Vorbilder zur Orientierung. Die Männer leiden in ihrer subjektiven Befindlichkeit und fühlen sich in der Defensive: Die Frauen schreiben das Drehbuch. Von daher erleben die jungen Männer heute die Angst, bald überflüssig werden zu können. Sie schauen der Zukunft voller Zweifel entgegen, sind dementsprechend bindungsscheu und heiratsunwillig.

Verunsicherte junge Männer zeigen sich zunehmend skeptisch gegenüber einer Familiengründung, weil sie sich diese gar nicht mehr zutrauen und verweigern sich mehr und mehr den Kinderwünschen ihrer Partnerinnen. Der Kinderwunsch von jungen Frauen ist heute signifikant höher als der von jungen Männern. Das ist ein wichtiger Grund für die sinkende Geburtenrate.

Damit sich Jungen und spätere Männer eine männliche Eigensicherheit erwerben können, bedarf es dreier Bedingungen:

- ® Der Loslösungsprozess von der Mutter muss gelingen.
- ® Männliche Vorbilder müssen vorhanden sein.
- ® Die Gesellschaft muss männliche Entwicklungsmöglichkeiten tolerieren.

Um alle drei Voraussetzungen ist es heute schlecht bestellt. Frauen dominieren männliche Sozialisation und Erziehung immer mehr. Väter absentieren sich oder werden aufgrund der vorgegebenen gesellschaftlichen Bedingungen gezwungen, sich nur peripher an der Erziehung ihrer Söhne beteiligen zu können. Die allgemeine Verklärung der Mutter-Rolle bewirkt nach wie vor, dass Gerichte und Sozialarbeit den Müttern das Sorgerecht geben und nicht den Vätern, weil angeblich nur Mütter ihre Kinder richtig verstehen und betreuen können. Dabei hilft die allgemeine Demontage des Vaters, des Mannes der zum Beispiel in der Diktion des ordinären Feminismus nur der „Samenspender“ ist und ansonsten eine unbedeutende Größe.

Verbindliche Vorbilder für Jungen fehlen nicht nur in den vaterlosen Familien, sondern generell. Insofern ist das Wort von der vaterlosen Gesellschaft heute wahrer denn je. Entwicklung und Selbstverwirklichung für Mädchen und Frauen werden gefördert, nicht aber für Jungen und Männer. Das bleibt nicht folgenlos. Die stark muttergebundenen Söhne sind als Männer nicht in der Lage, ein unabhängiges männliches Ich auszugestalten. Sie bleiben in ihren unbewussten Identifizierungen an die Mutter gekettet; sie scheinen abhängig, unselbstständig, regressiv und bedürftig und im Übrigen auch als Partner wenig attraktiv. Die Fixierung an die Mutter bewirkt eine tiefe Angst vor dem Leben.

Die andere Entwicklung — ebenso logisch — ist der Aufruhr gegen das Weibliche. Nicht wenige Jungen und Männer spüren, dass ihnen etwas verloren gegangen ist und versuchen, das Verlorene wiederzufinden. Mangels sinnvoller Vorbilder geraten sie dabei nicht selten auf die Abwege von Gewaltspielen, Bandenbildungen oder Frauenfeindlichkeit, in die Nostalgie von Männerbünden und zur Karikatur anabolikagefüllter Bodybuilder. Ihre Antwort auf die nicht-gelungene Männlichkeit ist die Überkompensation von Männlichkeit. Letztere allerdings ist entleert, nach außen aufgeblasen, nach innen Vakuum.

Eine dritte Möglichkeit besteht darin, dem Weiblichen ganz zu entgehen. In der Tat häufen sich die Belege, dass Männer zunehmend geschlechtsneutral leben, ohne Frauen und sogar ohne Sexualität mit ihnen.

Die Sexualforschung beschreibt seit längerem, dass die Erotik in den Geschlechterbeziehungen dramatisch abnimmt zugunsten visueller Befriedigung mit den entsprechenden Filmen, Bildern und Heften, die man einst auch als „Onaniervorlagen“ bezeichnet hat. Die wachsende männliche Unlust gegenüber dem anderen Geschlecht wird ebenso sehr wie die zunehmende Impotenz oder das steigende Interesse an der Pädophilie mit der weiblichen Emanzipationsbewegung korreliert: Als nichtmännliche Männer geltende Männer sind unfähig, der erwachsenen Frau auf erwachsene Art zu begegnen.

Die andere Seite ist die kastrierende Männerfeindlichkeit des Feminismus; solchen Frauen möchte Mann denn erst gar nicht begegnen. Aber auch die herkömmliche, gutmeinende Mutter ist nicht unbedingt die gute Mutter per se. Nach wie vor ist das gesellschaftliche Mutterbild an großartige Bilder von Liebe, Güte, Fürsorge und Selbstlosigkeit geknüpft und die Kritik daran streng tabuisiert.

Mütter helfen, bei aller Fürsorge, fleißig mit, dass ihre Söhne ihre Gefühle frühzeitig unterdrücken müssen; sie kommunizieren mit ihren heranwachsenden Töchtern intensiver als mit ihren Söhnen, und sie erlauben ihren weiblichen Babys eine breitere Skala von Gefühlszuständen. „Mütter misshandeln ihre Söhne weit häufiger als ihre Töchter stellen empirische Untersuchungen fest. Viele Mütter benützen ihre Söhne emotional. Sie missbrauchen sie als Partnerersatz und drängen sie nicht selten in eine unangemessene Beziehung.

Dieser Missbrauch, der gesellschaftlich vorläufig noch nicht als solcher bezeichnet wird, schafft Muttersöhne, die kaum die Chance haben, wirkliche Männer zu werden, wenn sie schon als kleine Jungen Ersatzehemann sein müssen.

Psychologischer Zugang

Jungen wachsen in der Widersprüchlichkeit auf, von einer Frau das Leben geschenkt zu bekommen, aber Männer werden zu müssen. Das setzt sie in die Widersprüchlichkeit zwischen weiblichen und männlichen Einstellungen, Lebensentwürfen und Welten, die unter heutigen Bedingungen kaum noch vereinbar sind. So kontrastiert der weibliche Erziehungsstil von Wärme, Geborgenheit, Zärtlichkeit und Empathie mit der männlichen Rollenwirklichkeit von Coolness, Autonomie, Härte und Konkurrenz. Der Junge muss in seiner Entwicklung die mütterliche Realität verlassen und in die männliche eintreten.

Damit ist er auch zum ersten Mal in seinem Leben mit dem schwierigen Thema des Abschieds konfrontiert. Die Loslösung von der Mutter ist umso problematischer, weil er ihr nicht nur sein Leben im physischen Sinne verdankt, sondern auch im psychischen mit dem Geschenk von Urvertrauen und Sicherheit.

Aufgrund seiner Andersgeschlechtlichkeit spürt der Junge dieses Dilemma der Trennungsangst schon in der Anfangsphase seiner Kindheit. Im Gegensatz zum Mädchen muss er sich in seiner Besonderheit des anderen (männlichen) Geschlechts im Vergleich mit der (weiblichen) Mutter als etwas Getrenntes definieren. Das ist ungleich schwieriger als die Sozialisation des Mädchens, die gleichgeschlechtlich und linear verläuft. Dementsprechend zeigt sich das Selbst des Jungen weniger „gesichert.“ Die spätere Angst des Mannes vor der Weiblichkeit und konkret der Frau ist hier fatal begründet.

Die Abhängigkeit von der Mutter, Zuneigung zu ihr und Identifikation mit ihr repräsentieren das Nicht-Männliche; der Junge muss die Abhängigkeit abwehren und Zuneigung und Identifikation leugnen. Die Einübung in die soziale Geschlechtsrolle ist daher beim Jungen viel rigider als beim Mädchen. Ein Junge verdrängt die Eigenschaften, die er für weiblich hält, wehrt sie ab und wertet Frauen ebenso ab wie alles, was er in der Außenwelt für weiblich hält.

Während es Mädchen lange gestattet ist, durch körperliche Nähe sich Bestätigung und Sicherheit zu holen, muss sich der Junge physisch und psychisch früh „abnabeln.“ Der Junge wird von der eigenen, geliebten Mutter auf Distanz gerückt, weil er ja Mann werden muss. In dieser durchaus traumatischen Ablösung wird für den Jungen die Mutter selbst zur ambivalenten Figur. Um ein Mann zu werden, soll der männliche Heranwachsende plötzlich verleugnen, was er an Liebe, Vergnügen, Körpernähe und Geborgenheit mit der Mutter positiv verbindet. Die um der Männlichkeit willen erzwungene Loslösung von der Mutter provoziert auch die Angst vor dem späteren Rückfall in die Symbiose — zum Beispiel in der erwachsenen Beziehung zur Partnerin. Die Mutter als das erste Liebesobjekt des Jungen wird damit entwicklungsgeschichtlich mit Gefühlen der Angst, der partiellen Ablehnung und manchmal sogar des Hasses besetzt. Im beschriebenen Prozess muss der Junge seine bis dahin erworbene Weiblichkeit verleugnen.

Er verübelt der Mutter die „double bind“- Situation, in die sie ihn gestürzt hat, als Repräsentantin gesellschaftlicher Erziehung zur Männlichkeit und unter den gegenwärtigen Bedingungen auch stürzen musste. Es ist anzunehmen, dass der Junge erst im Augenblick dieser erzwungenen Loslösung ambivalente Gefühle für seine Mutter entwickelt. Aus der Geborgenheit der Liebe wird er zu diesem frühen Zeitpunkt herausgerissen und in die kalte und unverstandene Männlichkeit geworfen.

Die schmerzhafteste Erfahrung aller Jungen liegt darin, dass die allumfassende Liebe der Mutter sich an jenem Punkt radikal brechen muss, wo die Gesellschaft von ihr verlangt, ihren Sohn zum Mann „zuzurichten“. Um Mann werden zu können, soll der Junge plötzlich eine ganze Welt von Liebe, Geborgenheit, Zärtlichkeit und lustvoller Abhängigkeit verleugnen und sich in einer neuen und ganz anderen Welt von Härte, Durchsetzungsvermögen, kontrollierten Gefühlen und Beherrschung zurecht finden. Um das sukzessive leisten zu können, muss der Junge verleugnen, was er mit Mütterlichkeit und Weiblichkeit verbindet.

Die Tiefenpsychologie spricht in diesem Zusammenhang von der männlichen Wunde. Das erste und wichtigste Liebesobjekt des Jungen wird entwicklungsgeschichtlich mit Gefühlen der Ablehnung, der Angst, zum Teil auch des Hasses besetzt. Der männliche Preis für diese De-Identifikation ist eine Ablehnung der weiblichen Aspekte seiner selbst und eine bleibende Angst vor Nähe.

Der Junge legt der Mutter-Frau die Ambivalenz zur Last, in die sie ihn gestürzt hat. Daraus entwickelt er das Bedürfnis, jeder erneuten Symbiose mit Frauen vorzubeugen. Nur nie wieder dieses Trauma, nie wieder diesen Schmerz. Probate Mittel der des Umgangs damit sind Kontrolle und Dominanz. Die ambivalente Erfahrung mit der Mutter wird zur generellen Ambivalenz des Mannes gegenüber dem Weiblichen. Sehnsucht und Angst bewegen ihn fortan in seinem Verhältnis zum anderen Geschlecht.

Die Tiefenpsychologie weist in diesem Kontext prototypisch vor allem auf die Funktion des Vaters hin, eine entwicklungsgeschichtlich unerlässliche Kompensation zur Mutter darzustellen. Die Loslösung von der Mutter mit Hilfe eines selbst erschaffenen Vaterbildes ist eine unerlässliche Grundvoraussetzung für Entwicklung und Individuation des Kindes. Das Vaterbild schützt das Ich des Kindes vor einer möglichen Wiederauflösung und einem Rückfall in die Symbiose mit der Mutter. Diese Bedrohlichkeit ist für den Jungen um einiges größer als für das Mädchen.

Wenn der heranwachsende Sohn über kein gleichgeschlechtliches Identifikationsobjekt verfügt, weil er weder quantitativ noch qualitativ sich mit seinem Vater auseinandersetzen und sich an ihm abarbeiten kann, so ist er auch nicht imstande, seine männliche Identität eigenaktiv und echt zu finden; er muss sie dann bei künstlichen Substituten suchen. Wenn der Sohn zu seinem Vater keine wirkliche Beziehung aufbauen kann, wird es ihm schwer bis unmöglich fallen, zu einer authentischen Männlichkeit zu finden. Die ideologisch-feministische Entwürdigung des Vaters zum simplen „Samenspender“ hat in diesem Zusammenhang unermesslichen Schaden angerichtet. Die Entbehrung des Vaters, auch verursacht durch die radikale feministische Bewegung der letzten Jahrzehnte, hinterlässt tiefe Spuren und sie schafft Wunden, die oft lebenslang nicht verheilen. Das gilt im Übrigen auf unterschiedliche Weise für beide Geschlechter. (Vergl. Hollstein 211 ff.)

Mannsein, Gesellschaft, Schuld und Scham

-Der Blick der Anderen-

Aus den bisher beschriebenen gesellschaftlichen und innerpsychischen Perspektiven männlicher Identität ergibt sich meiner Ansicht nach eine weitere umfassende Problematik bei der Konstituierung ausreichend unbelasteter männlicher Identität: die männliche Rolle, der Mann, ist wie beschrieben einerseits einer grundsätzlichen, gesellschaftlichen Abwertung ausgesetzt. Andererseits haben sich die Männlichkeitsideale nicht geändert. Der Mann ist damit einer ständigen, mehr oder weniger latenten Kränkung ausgesetzt. Kränkung aber ist eng verbunden mit dem Schicksal des Selbstwertes im Ich-Ideal. Bei dem Versuch, ein Ich-Ideal zu etablieren, stößt der Mann auf einen kaum zu lösenden Konflikt: er soll als gesellschaftlich implizite Anforderung einem Männlichkeitideal entsprechen, welches dann ebenfalls gesellschaftlich auf nahezu allen Ebenen abgewertet wird.

Das kann als Drohung des Ausschlusses aus Zugehörigkeiten, aus Kontexten von Achtung und Anerkennung gedeutet werden.

Das Über-Ich als innere Instanz bezeichnet das Vorhandensein verinnerlichter Normen und Werte, Gebote und Verbote. Die Richtschnur unseres Handelns entwickelt sich schließlich unabhängig von der äußeren Forderung und Ansage. Ich weiß selber, dass dies recht oder unrecht ist. Es geht um die rechte Handlung. Was aber ist die rechte Handlung in der Männerrolle in diesem oben beschriebenen Widerspruch?

Das Ich-Ideal kann als eine Substruktur des Über-Ich verstanden werden, der wir unsere Werthaltung, unser eigenes Wertgefühl, verdanken. Entstanden ist es, so die Theorie, durch die Identifikation mit einer liebevollen Bindung und Identifikation mit den Eltern, denen zu Liebe gehandelt wird. *(So die psychoanalytische Idee. Welche Bedeutung hat in diesem Zusammenhang der frühe Bruch in der Bindung zwischen Mutter und Sohn? Welche der Versuch der Identifikation mit dem abwesenden Vater? Anm. d. Verf.)*

Ich-Ideal als seelische Instanz gibt den Maßstab der künftigen Selbstbewertung ab. Das Ich-Ideal stellt den lobenden, belohnenden Teil dar, wenn wir im Einklang mit unserer Umwelt und deren Werten handeln und dies aus Neigung und Liebe tun. Ich-Ideal lässt sich also als Instanz beschreiben, in der es um Bindung und Zugehörigkeit geht. So ermöglicht das Ich-Ideal als Instanz einem Menschen unabhängiger von Lob und Tadel zu werden, zu sein. Voraussetzung ist eine dem Ich-Ideal entsprechende äußere Rahmung. Dies führt zu innerer Sicherheit und Selbstachtung. *(Wie kann ein Mann in der vorherrschenden Widersprüchlichkeit der Rollenanforderungen und -bewertungen ein Ich-Ideal entwickeln, das gesellschaftlich kongruent ist? Denn nur dann wird er sich "zugehörig" fühlen. In seinem So-Sein gesehen und anerkannt. Anm. d. Verf.)*

Das Ich-Ideal hat mit dem Sein zu tun: es meint das was man sich selber schuldet, indem man nicht so ist, wie man sein will um zu entsprechen, um in den Augen der Anderen ausreichend gut zum Zugehörig-Sein erlebt zu werden. Scham entsteht über das So-sein, das mit dem Ich-Ideal nicht übereinstimmt: so kenne ich mich nicht, so mag ich mich gar nicht, so fürchte ich Ablehnung und Ausschluss

Das Über-Ich oder Gewissen urteilt über die Handlung, das Tun oder Getan-haben, und führt zur Straf- und Schuldangst.

Die Erfahrung einer Zurückweisung im So-Sein jedoch führt zu Scham. Bei Missachtung oder Ablehnung, die der Beschämte als durch eigene Unfähigkeit, Mangelhaftigkeit ausgelöst erlebt, wird eine Verletzung des Selbstwertes ausgelöst. Scham schafft dabei einen anderen psychischen Sachverhalt als Schuld, die durch unser Tun geschieht. Scham trifft uns zentral in unserem So-sein. Dabei ist also der Selbstwert immer verbunden mit der erlebten oder phantasierten Wertzuschreibung der Anderen. (Ciompi S. 41 ff.)

Die andauernde Entwertung des Männlichen löst damit eine fortgesetzte Beschämung und somit eine ständige Bedrohung des Selbstwertes aus. Das Ich-Ideal kann nicht genügend erreicht werden.

Zur emotionalen Regulierung

Schuld, durch eigenes Handeln die Verletzung einer Norm verantwortet zu haben, wird zu regulieren gesucht durch Leugnung, Ungeschehen machen. Tatsächliche Regulierung geht durch Wiedergutmachung, Annahme der Strafe und Schuld, Beichte.

Regulierungsvorgänge bei Scham sind passiver Natur, wie Rückzug, Vermeidung, Depression. Oder es wird ein antagonistischer Affektzustand erzeugt: Überlegenheit, Verachtung, Triumph. Diese Mittel stammen aus dem Narzissmus, auch in pathologischer Variante, sind aber ebenso alltägliches Geschehen. Die narzisstische Kränkungswut geht auch in selbstzerstörerische Impulse, Sucht, Paranoid. (Nach einem Vortragsmanuskript von Renate Ritter)

Groll als Regulierung

Groll beginnt mit dem Eindruck von Ungerechtigkeit und Kränkung und dem Gefühl dauernder Ohnmacht gegen erlittenes Unrecht. Groll wird so zu einer entwicklungsblockierenden Regulierung. Der Leidenszustand der Gekränktheit wird Berechtigungsbasis des anklagenden Anspruchs. Dies wird nicht offengelegt, weil man sich dann mit diesem affektiven Erleben auseinandersetzen müsste. Ressentiment und Groll verhindern damit das innere Erleben.

Begegnung, Gruppe, Organisationen und Großgruppen

Wir sind in unserem Selbstverstehen auf die Wahrnehmung durch andere angewiesen und damit durch sie auch verwundbar.

Wir sind in Teilhabe an der Großgruppenidentität, in der wir uns bewegen und zuordnen. Auch Gruppen haben ein Gruppen-Ideal, das uns in Bindung daran zentriert.

Die Großgruppenidentität, die es dem einzelnen ermöglicht, ein fortdauerndes Gefühl des Gleichseins mit den anderen zu teilen: gemeinsame Sicht auf nicht Erwünschtes, Übereinstimmen des rechten Verhaltens, gemeinsam geteilte Ruhmesblätter, die unser Ich-Ideal erfreuen.

Wie ist der Zustand der Gruppe, der Organisation in ihrem Ich-Ideal, Ihrer Identität? Wie angesehen ist sie, wie sicher ist sie. Sind die darin vorhandene Rollen und Strukturen als Anhaltspunkt für die Einzelnen haltgebend? Wenn das Vertrauen darin nachlässt, strömen Gefühle der existentiellen Angst ein, Bestürzung, Verratensein, Argwohn und der subjektiv erlebte Wert steht in Frage. Die Bereitschaft, gekränkt zu reagieren oder andere zu kränken, in ihrem So-sein zu verletzen, ist dann hoch, wenn das eigene Werterleben sowieso geschwächt ist.

Ein wichtiger Teil des Diskurses in diesem Kontext ist das, was Ciompi als Affektlogik beschreibt.

Kollektivdynamische Prozesse in sehr großen Gruppe und Kollektiven sind noch unbestimmter und angsterregender als gruppenspezifische Prozesse, weil die haltende Resonanz dann kaum noch imaginiert werden kann. Wenn die Ängste und Werthaltungen von Menschen in Organisationen, hier Gesellschaften, nicht gebunden werden, wenn deren Unsicherheit und Aufregung nicht durch Resonanz eine Art von Halt bekommt, dann erschöpft sich für Menschen das psychische Fassungsvermögen. Burnout, Krankheit, Suizid sind mögliche Folgen.

Wer jedoch eine gute Teilhabe am Wert im Dienst der gemeinsamen Sache empfindet, ist narzisstisch nicht so verletzlich und verletzt nicht so stark.

Zusammenfassung

»Das Innen als Werk des Außen.«¹

Woher wissen Männer (und Frauen), wie Männer sind? Es ist ihnen gesagt worden. Sie haben es gelernt, ihnen sind soziale Unterscheidungen zur Verfügung gestellt worden, mit denen sie diese Frage beantworten können.

Dieses Wissen hat eine Geschichte. Sie ist zurück zu verfolgen bis an den Beginn der Moderne, als sich dieses Wissen gebildet hat in Reaktion auf die funktionale Differenzierung der Gesellschaft.

Negative Andrologie hat sich entwickelt als Versuch, fundamentale Umbrüche der Gesellschaft auf dem Schema von Männlichkeit/Weiblichkeit abzubilden. Daraus resultierte die symbolische Identifizierung von Männlichkeit mit jenen Aspekten der Moderne, die als bedrohlich, unmenschlich, triebhaft (maßlos) und gewalttätig erachtet wurden und werden. Daraus wiederum formierte sich im Umkehrschluss eine Charakterologie von Männlichkeit, aus der jene Identifikationen als Eigenschaften von Männern zurückscheinen. Ohne diesen Zusammenhang, ohne die negative Andrologie können die modernen Geschlechterverhältnisse nicht angemessen verstanden werden.

Die Verkörperung der negativen Moderne in Männlichkeit weckt allerdings Hoffnungen, die an Illusionen grenzen: Die Gesellschaft könnte eine bessere werden, wenn Männlichkeit gebessert würde oder Männer sich besserten. Diese Sicht spielt zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine größere Rolle denn je. Männer werden typischerweise als emotional ausdruckslos, eigensüchtig und berechnend wahrgenommen. Das emotionale Leben von Männern ist zum zentralen Aspekt der gegenwärtigen Sexualpolitik geworden. Es wird weithin angenommen, dass Männer sich selbst und die Gesellschaft ändern könnten, wenn sie nur offen und ehrlich über ihre Beziehungen sprechen würden. Das Drama der Männlichkeit wird wieder und wieder und wieder inszeniert.

Oder es werden Frauen gedrängt, als Retterinnen einzutreten, wo der unmoralische Mann versagt. Das war die ursprüngliche Eingebung der Aufklärer um 1800, der Tenor der Sittlichkeitsbewegung um 1900, und es ist das Credo vieler Postmoderner um 2000.

Entgrenzung, Einheit, Symmetrie durch Weiblichkeit: Den verstörenden Abschottungen der Funktionssysteme wird die einende Kraft der Interaktion entgegengesetzt. Das kann genauer Reflexion nicht genügen, denn wieso sollte Interaktion in irgendeiner Weise sozialer sein oder mehr zum Gesellschaftsganzen beitragen als andere Formen der Sozialität? Zudem stellt sich die Frage, wie die Entgrenzung erreicht werden kann: per Befreiung durch oder zu Weiblichkeit? In jedem Fall: Befreiung von Männlichkeit. Die muss scheitern, da Männlichkeit nur für etwas Tieferliegendes einsteht, für einen Strukturaspekt der Moderne. Man kann Männlichkeit weiterhin traktieren, wird damit aber nur die Verhüllung, nicht den Kern treffen. An Männern lässt sich nicht korrigieren, was der modernen Gesellschaft eingeschrieben ist; an Frauen ebenso wenig. Das hieße nur, die Blaupause der Gesellschaft auf Individuen zu malen — und sich dann zu wundern, dass sich am Gebäude nichts ändert. Am deutlichsten wird das womöglich gerade an den Erfolgen der Frauenbewegung. Je mehr Frauen in Führungspositionen aufsteigen und gegen alle Widerstände die Spitzenpositionen von Hierarchien besetzen, je mehr sie in das Geschehen auch jener Funktionssysteme eingebunden werden, die ihnen in der Moderne zunächst verschlossen waren, je mehr die Barrieren also endlich wegbrachen, umso deutlicher wird erkennbar, was sich am Gefüge der Moderne verändert: nichts. Weiblichkeit rettet nicht. Was bedeutet: Männlichkeit zerstört nicht.

„Genauer: Es ist nicht Männlichkeit, die zerstört, und nicht Weiblichkeit, die rettet, sondern es sind Strukturlogiken, die ihren Lauf nehmen ganz unabhängig davon, welches Geschlecht jeweils gerade in einen der Vorgänge eingepasst wird.“ (Kucklick S.336)

Psychodramakonzept

Rollentheorie

Die Rollentheorie Morenos ist nach Leutz die theoretische und praktische Hinwendung zur interpersonellen, interaktionellen Lebenswirklichkeit unter besonderer Berücksichtigung der Konzepte der Rolle und der Szene (vgl. Vorwort von LEUTZ in: Petzold & Mathias 1982, S. 9). Rolle ist hier gedacht als Verbindung von Individuum und Gesellschaft in aktionalen und kategorialen Rollen.

Der Begriff der Rolle

Der wichtigste Begriff zum Verständnis der Identitätskonzeption Morenos ist der der Rolle. Übergeordnete Aspekte, die den Rollenbegriff Morenos ausmachen, sind der der Rolle als Verbindung von Individuum und Gesellschaft und jener der Rolle im Zusammenhang der unmittelbaren Interaktion. Im Rollenbegriff Morenos konvergieren sowohl individuelle wie auch kollektive (im Sinne kultureller bzw. gesellschaftlicher) Faktoren. Moreno hält dabei immer wieder an den persönlichen Gestaltungsmöglichkeiten der Rolle durch das Individuum fest, das damit gegenüber den gesellschaftlichen Determinationen seinen eigenen Freiraum erhalten kann.

Gemäss Petzold & Mathias (1982) sind *kategoriale Rollen* das, was MORENO als kulturelle Konserven bezeichnet hat. Es handelt sich dabei um „geronnene Aktion, kreative Handlungen, die in festen Formen erstarrt sind und damit die Möglichkeit der Überlieferung kultureller Werte bieten“ (a.a.O., S. 90). Diese Konserven dienen aber nicht nur der Erhaltung einer Kultur, sondern bergen auch die Gefahr der Erstarrung.

Die *aktionalen Rollen* gehören zum lebendigen Bestand der Persönlichkeit, zu ihrer Verkörperung. Sie werden grundsätzlich auf dem Hintergrund der kategorialen Rollen ausgeführt. Teilkategorien der aktionalen Rollen sind danach die psychosomatischen, psychodramatischen und soziodramatischen bzw. sozialen Rollen. Die psychosomatischen Rollen entstehen aus der Vorgabe der Körperlichkeit und sind physiologisch determiniert. Die psychodramatischen Rollen repräsentieren individuelle Vorstellungen und Erfahrungen. Sie umfassen zum einen die privaten Handlungsrollen eines Menschen, als individuelle Interpretation kollektiver Muster, zum anderen repräsentieren sie die Phantasiewelt, das Imaginäre, in dem nicht real vorhandene Wesen wie Feen, Geister, Engel etc. Gestalt annehmen. Die soziodramatischen Rollen umfassen kollektive Vorstellungen und Erfahrungen.

Rolle und Interaktion: Komplementärrolle und Situation

Genauso wenig, wie aktionale Rollen ohne den gesellschaftlichen bzw. kulturellen Kontext gedacht werden könnten, sind sie auch nicht ohne den interaktionalen Zusammenhang denkbar. Jede Rolle bedarf deshalb einer Komplementärrolle. Gemeinsame Erfahrung und gemeinsames Handeln sind zentrale Charakteristiken aktionaler Rollen. Wichtig sind in diesem Zusammenhang nach Moreno die Begriffe co-being, co-action, und co-experience welche die Grundlage des Prozesses der Rollenübernahme bilden. Co-experiencing und co-acting heisst, sich an die Stelle des/der anderen zu setzen und damit dessen/deren Bedürfnisse zu erkennen und dessen/deren Reaktionen vorwegzunehmen, gleichzeitig aber auch dessen/deren Rolle zu übernehmen, ohne die eigene Rolle zu verlieren oder aufzugeben. In diesem Sinne kann man die aktionalen Rollen als Konfigurationen

betrachten. In der aktionalen Rolle wird gegenüber jemandem gehandelt, wobei die Kenntnis der damit gegebenen Komplementär- bzw. Gegenrolle beim Spieler/bei der Spielerin vorausgesetzt werden kann.

Werden Rollen aus ihrem aktionalen und konfigurativen Zusammenhang genommen und abstrahiert, so werden sie zu Rollenkonserven bzw. zu Rollen aus dem kategorialen Rollensystem. Nur in diesem kann eine Rolle für sich stehen.

Rollenkonfigurationen können auch unvollständig sein; Moreno spricht dabei von unfulfilled rôles. So treten bspw. Störungen von Paarbeziehungen besonders dann auf, wenn Komplementärrollen fehlen und ein Partner beim anderen keine Entsprechung für eine oder mehrere Rollen findet. Eng mit der Vorstellung von der Rolle als Konfiguration verbunden ist die Auffassung, dass Rollenspiel an konkrete Situationen gebunden ist.

Identitätsentwicklung

Identität bei Moreno ist gleichbedeutend mit Identitätsentwicklung. Die Konzepte, durch die Identität bei Moreno beschrieben werden kann, sind eng miteinander verknüpft und überlagern sich gegenseitig: Sie sind nur theoretisch voneinander zu trennen. Betrachtet man Identität gleichsam als komplexes, dreidimensionales Gebilde, indem die verschiedenen Konzepte quasi in bestimmter Weise zueinander angeordnet sind, wird deutlich, dass je nach eingenommener Position unterschiedliche Aspekte ins Zentrum gerückt werden, die jedoch implizit immer auch andere mit einschließen. So ist die Rolle als Verbindung von Individuum und Gesellschaft untrennbar verknüpft mit ‚den anderen‘ in der Interaktion und der Situation.

Rolle und Interaktion: Komplementärrolle und Situation

Um Identitätsentwicklung nach Moreno beschreiben zu können, sind die Begriffe der Rollenentstehung sowie der Rollenentwicklung von zentraler Bedeutung. Beide Begriffe sind dabei nicht nur auf dem Hintergrund einer spezifisch entwicklungspsychologischen Konzeption von Identität des Kindes- und Jugendalters zu interpretieren, sondern auch auf dem Hintergrund der Idee lebenslanger Entwicklung der Persönlichkeit eines Menschen. Identität nach Moreno ist somit als dynamischer Prozess zu verstehen, durch den sich das Individuum Zeit seines Lebens entwickelt und verändert.

Nach Morenos Auffassung nimmt das Individuum von Beginn seines Lebens an Rollen ein. Deren Integration zu einem Selbst geschieht erst nach und nach – das Selbst geht aus den Rollen hervor, nicht umgekehrt! Abgeschlossen ist der Prozess der Rollenentstehung und Rollenintegration zu einem Selbst nie ganz, denn er dauert das ganze Leben lang an, in Abhängigkeit neuer Situationen und neu eingegangener Beziehungen.

Zentrale Fähigkeit für die Entstehung und die Entwicklung von Rollen ist gemäß Moreno die Spontaneität. Die Spontaneität ermöglicht es dem Menschen, sich auf Situationen einzustellen, so dass dieser „angemessene Antworten auf neuen Situationen oder neue Antworten auf bekannte Situationen“ finden kann.

Moreno unterscheidet bei den aktionalen Rollen drei Typen: die psychosomatischen, die psychodramatischen und die soziodramatischen Rollen. Sie bilden sich beim Menschen im Laufe der kindlichen Entwicklung nacheinander heraus. Als erster Rollentyp entstehen dabei die *psychosomatischen Rollen*, und zwar in der leiblichen Interaktion von Mutter und Kind. Psychosomatische Rollen schließen Aktionen ein wie bspw. jene des Schlafens, des Essens oder des Ausscheidens. In dieser ersten Phase kindlicher Entwicklung – Moreno nennt sie die Phase der All-Identität – steht die Mutter für das Kind in der Funktion eines Hilfs-Ichs und ist in dessen Erleben von All-Identität ein Teil seiner Existenz. So sind alle Handlungen von Mutter und Kind gemeinsame Aktionen. Mit dieser ‚Zwei-Einheit‘ der Mutter-Kind-Dyade wird deutlich, dass das Individuum seinem Wesen nach kollektiv verfasst ist: Es hat eine ‚Kollektiv-Identität‘

Im nächsten Stadium seiner Entwicklung lernt das Kind zwischen sich und der Mutter, anderen Personen und Dingen zu differenzieren: Moreno nennt dieses Stadium Phase der All-Realität. In dieser Phase beginnt sich auch die Telefähigkeit zu entwickeln). Tele ist ein gegenseitiger Prozess des Erfassens interpersonaler Gefühlsströmungen und der realen Situation. Moreno spricht von Tele als „Zweiführung im Gegensatz zu Einführung“ (MORENO 1959/1973; zit. nach Petzold & Mathias 1982 1982, S. 222). Es bestimmt das Wesen jeder Interaktion und ist somit grundlegender Bestandteil aller gesunden zwischenmenschlichen Beziehungen. In enger Beziehung zum Tele steht das Autotele als der Beziehung des Menschen zu sich selbst. So gewinnt der Mensch durch das Autotele Identität dadurch, dass er sich in und mit seinem Tun identifiziert. Durch das Tele hingegen erhält er Identität zugeschrieben, indem er vom/von der InteraktionspartnerIn als der, der er ist, identifiziert wird. Autotele und Tele werden damit konstitutiv für die öffentliche und private Seite der Rolle, des Selbst, der Identität.

In der dritten Phase lernt das Kind schließlich zwischen Phantasie und Wirklichkeit zu unterscheiden. Hier bilden sich jetzt die *psychodramatischen Rollen* und die *soziodramatischen Rollen* aus: „Die sozialen Rollen entwickeln sich zu einem späteren Zeitpunkt und gründen auf psychosomatischen und psychodramatischen Rollen als zeitlich frühe Formen der Erfahrung“ (MORENO 1964, in: Petzold & Mathias 1982, S. 112).

Durch die Prozesse der Identifikation und des Rollenlernens im Verlaufe der Entwicklung prägt sich die persönliche, private Identität immer prägnanter aus, ohne jemals den kollektiven Grund zu verlassen. Ich-Identität und Kollektiv-Identität sind für Moreno untrennbar miteinander verwoben. In seinem Theorieansatz besteht eine grundsätzliche Verbindung von Individuum und Gesellschaft über den Begriff der Identität.

Das Konzept des Selbst

Das Selbst entsteht durch einen Cluster-Effekt aus verschiedenen Rollenbündeln. Der Weg zu diesem Konzept führt Moreno über die Ausdifferenzierung des Rollenbegriffs in Rollenkategorien und die Entwicklung von Konzepten über das Entstehen von Rollen. Das Selbst wird durch die Rollen, die ein Mensch spielt, konstituiert, d.h. durch die psychosomatischen, psychodramatischen und soziodramatischen Rollen und die in ihnen jeweils konkretisierten Aspekte des Verhaltens. Das Selbst als Realität ist immer ein handelndes Selbst. Damit vertritt Moreno einen empirischen Selbstbegriff. Da die Rollen in ihrer Entstehung und in ihrem Vollzug auf die stimulierende Kraft der Spontaneität zurückzuführen sind, ist diese neben den Rollen die zweite bestimmende Größe in Morenos Selbstkonzept.

Das Selbst besteht aus einem psychosomatischen, einem psychodramatischen und einem soziodramatischen Partialselbst. Dabei bildet sich das integrierte, ganze Selbst erst allmählich: Handlungs- und Kontaktbindungen zwischen den sozialen, psychologischen und physiologischen Rollenbündeln bilden sich erst nach und nach heraus und bewirken, dass wir nach ihrer Verbindung das identifizieren und erleben können, was wir ‚Ich‘ oder ‚Selbst‘ nennen. So führen die Rollencluster und die verschiedenen Partialselbste nach und nach zum Aufbau der. Das Selbst wird damit nach Moreno aus den Rollen konstituiert, die ein Individuum spielt und ein reiches Spektrum an Rollen ist damit gleichbedeutend mit einem differenzierten und reichen Selbst (vgl. Petzold & Mathias 1982, S. 119).

Nach Morenos Auffassung wandelt sich dieses Selbst jedoch ständig – auch wenn gleichzeitig eine gewisse Beständigkeit bleibt. So werden alte Rollen nicht nur durch neue ersetzt, sondern sie haben in sich selbst eine Entwicklungsdynamik. Es ergibt sich unter Berücksichtigung der Zeitperspektive, dass es Rollen gibt, die noch im Anfangsstadium der Entwicklung stehen, andere sind schon prägnanter, weitere sind voll ausgebildet. Wieder andere bleiben rudimentär entwickelt, während andere im Verschwinden begriffen sind.

Soziales Atom

Das soziale Atom ist ein wichtiges Konzept der Soziometrie Morenos. Es bezeichnet die kleinste Einheit eines sozialen Beziehungsgefüges: Das Zustandekommen einer Beziehung ist im Wesentlichen durch den Tele-Prozess bestimmt. Dieser ist als zentraler Vorgang innerhalb des sozialen Atoms zu verstehen.

Das soziale Atom ist eine Beziehungsstruktur die nicht statisch, sondern dynamisch ist: sie verändert sich während der gesamten Lebenszeit. Die Struktur des sozialen Atoms ist abhängig von der Anzahl und der Art der Beziehungen des Individuums. Die Anzahl und die Art der Beziehungen eines Individuums hängen wiederum ab von der sozialen und emotionalen Ausdehnungsfähigkeit eines Menschen. Dabei umfasst die soziale Ausdehnungsfähigkeit die Anzahl der Personen, denen gegenüber ein Individuum etwas empfindet bzw. Emotionen fließen lässt und die Anzahl der Personen, von denen ein Individuum Emotionen aufnehmen kann. Anders gesagt umfasst die soziale Ausdehnungsfähigkeit die Anzahl der sozialen Kontakte eines Individuums. Die emotionale Ausdehnungsfähigkeit umfasst die emotionale Energie, die ein Individuum befähigt, soziale Kontakte über eine bestimmte Zeit zu halten (vgl. Petzold & Mathias 1982, S. 216).

Eine weitere wichtige Eigenschaft ist die Regenerationsfähigkeit des sozialen Atoms. So wie es mit zunehmendem Alter im ersten Lebensabschnitt an Größe, Kohäsion und Regenerationsfähigkeit gewinnt, verliert es in der letzten Lebensspanne auch an eben diesen Faktoren bis hin zum ‚sozialen Tod‘. Das Konzept des sich verändernden sozialen Atoms legt die Idee der lebenslangen Entwicklung und Sozialisation zugrunde.

Das soziale Atom setzt sich aus einem inneren und einem äußeren Kern und dem um diesen Kern sich lagernden Bekanntschaftsvolumen zusammen. Der innere Kern umfasst die Personen, mit denen Beziehungen vollzogen sind, der äußere Kern die Personen, mit denen Beziehungen gewünscht werden. Somit setzt sich der Kern des sozialen Atoms aus Personen zusammen, die zum Subjekt in emotionaler Beziehung stehen, während das Bekanntschaftsvolumen die Bekanntschaften sind, die

für das Subjekt keine besondere emotionale Bedeutung haben (vgl. Petzold & Mathias 1982, S. 217 f.).

Betrachtet man das soziale Atom eines Menschen unter verschiedenen Gesichtspunkten, wie z.B. Arbeitsbereich, Familienbereich, Freizeit, so bietet sich ein jeweils unterschiedliches Bild von Beziehungsstrukturen. Somit kann das soziale Atom als eine Art personenzentriertes Soziogramm aufgefasst werden (vgl. Petzold & Mathias 1982, S. 218).

Kulturelles Atom

Das kulturelle Atom bildet im Bereich der kulturspezifischen Rollen- und Rollenbeziehungsmöglichkeiten die kleinste Einheit. Das kulturelle Atom ist auf die Rollenrelationen zwischen den einzelnen Individuen konzentriert, wobei es sich nicht nur um die in der konkreten Handlung vollzogenen, aktionalen Rollen handelt, sondern auch um verinnerlichte Rollenmuster, die in der Interaktion aktiviert oder an das Gegenüber als Verhaltenserwartungen herangetragen werden (MORENO 1953; zit. nach Petzold & Mathias 1982, S. 219).

Identität bei MORENO

Abschliessend sollen anhand der folgenden Thesen die wichtigsten Punkte beschrieben werden, die Identität bei Moreno ausmachen:

1. Die Identität des Individuums wird geprägt durch die entsprechende Kultur bzw. Gesellschaft:

a) Das Individuum handelt in der Rollenperformanz immer auf dem Hintergrund kategorialer Rollen, auf dem Hintergrund „kultureller Konserven“.

b) Die Identität ist als Gesamtheit der vom Individuum spezifisch eingegangenen Rollenkonfigurationen zu verstehen; der Mensch hat also kein soziales Atom, er ist sein soziales Atom. So ist das Individuum seinem Wesen nach kollektiv verfasst, es hat eine Kollektiv-Identität.

2. Identität ist abhängig von ‚den anderen‘: Das Handeln und das Erleben der anderen und von sich selbst in der Interaktion (Tele und Autotele) und in diesem Sinne die Beziehungen zu anderen Personen (soziales Atom) sind konstitutiv für die Herausbildung und Entwicklung von Identität.

3. Identität ist abhängig von der Anzahl der Rollen und der Lebendigkeit des Rollenhandelns: Je mehr Rollen ein Individuum spielen kann, desto reicher ist sein Selbst. Zentraler Bedeutung kommt dabei auch der Möglichkeit der persönlichen Gestaltung der Rolle durch das Individuum zu, das damit gegenüber den gesellschaftlichen Determinationen seinen eigenen Freiraum erhalten kann. Wichtig sind in diesem Zusammenhang die metatheoretischen Konzepte der Spontaneität und der Kreativität, durch welche die Lebendigkeit des Rollenhandelns gewährleistet werden.

4. Identität wird vom Individuum dann als kohärent erlebt, wenn es ihm im Verlaufe seines Lebens immer wieder gelingt, ausreichend neue Handlungs- und Kontaktbindungen zwischen den einzelnen sich ständig verändernden Rollenbündeln zu entwickeln.

Die Szene

Die Heilung der Szene als Grundoption³

Morenos Denken und Handeln beginnt stets mit der Wahrnehmung von Szenen. Die Szene ist die Bezugsgröße, in der alle relevanten Stränge zusammenlaufen. Szenisch zu denken und zu handeln ist ein grundsätzliches Bekenntnis zu einem nicht-reduktionistischen Vorgehen. Der Mensch lässt sich nicht auf seine somatischen Symptome reduzieren, auch nicht auf die Rolle, die er gerade ausfüllt, oder seine familiären Beziehungen. Der Mensch ist mehr als seine parteipolitische Überzeugung, als seine Milieuzugehörigkeit, als seine ethnische oder sexuelle Identität ... Und doch gehören all diese Dimensionen zum Menschen. Sie verflechten sich in einzigartiger Weise in seiner Biografie, oder konkreter: in einzelnen Situationen, in denen sich dieser Mensch wieder findet. Diesen hoch komplexen situativen Zusammenhängen gilt Morenos Interesse. Er nennt sie Szenen. Formal sind es Aktions- bzw. Interaktionszusammenhänge im Hier und Jetzt. Diese können auf unterschiedlichen Realitätsniveaus wahrgenommen werden, denn auch die bloße Wahrnehmung der empirisch erhebaren Alltagsrealität stellt für Moreno eine Verkürzung der Szene dar — Gefühle, Träume, Wünsche oder Ideale gehören für ihn selbstverständlich zur Realität des Menschen dazu. Morenos Entscheidung für ein szenisch orientiertes Vorgehen ist ein wesentliches Charakteristikum der Therapeutischen Philosophie. Er ist der Überzeugung, dass angemessenes Handeln möglich ist und dass konstruktive Lösungen gefunden werden können, wenn man sich der Wirklichkeit möglichst unverkürzt stellt anstatt sie frühzeitig zu reduzieren. Die Entdeckung der Szene ermöglicht es Moreno, diese Komplexität thematisieren und darstellen zu können, ohne sie umfassend analysiert und durchdrungen zu haben. Szenisch zu denken und zu arbeiten bedeutet nicht, die Szene im Detail verstanden zu haben, sondern die überkomplexe Szene als Bezugspunkt und Korrektiv für die weitere Arbeit zu installieren.

Ebenso klar wie der Ausgangspunkt psychodramatischer Arbeit ist auch das Ziel zu benennen. Es beschäftigt sich mit Szenen nie um ihrer selbst willen, aus einem reinen Forschungsinteresse. Stattdessen soll PD mit einer klaren Option für die Betroffenen deren Situation verbessern. Dieser Optimierungsprozess wird analog zum Szenebegriff extrem weit gefasst. Es kann sich dabei um einen Lernprozess ebenso handeln wie um einen somatischen oder psychischen Heilungsprozess, um Wachstum und Integration ebenso wie um Innovation oder Klärung. Begrifflich steht an dieser Stelle in Morenos Denkgebäude der Terminus Katharsis. In der Polarität von Szene und Katharsis, von unverkürzter Realität und der gemeinsamen Suche nach einer für die Betroffenen relevanten Verbesserung dieser Realität liegt das Rückgrat der therapeutischen Philosophie Morenos

Vier Pfade durch Morenos Denken⁴

Sämtliche Begrifflichkeiten, Denkfiguren und methodischen Vorschläge Morenos lassen sich in dieser Spannung zwischen Szene und Katharsis (im Sinne eines Heilungsschrittes des Protagonisten) einordnen. Sie dienen — kurz gesagt — dazu, die Szene besser zu verstehen und sie dadurch einer kathartischen Veränderung näher zu bringen. Dies geschieht in vier voneinander unterscheidbaren Dimensionen, die ich als „vier Pfade“ beschreiben möchte, die Moreno von der Szene zur Katharsis anbietet: Auf einer analytischen Ebene beschäftigt sich Moreno mit den *Strukturen der Szene (1)* und

³ Hutter und Schwehm S. 23 ff

⁴ Ebd.S.25 ff

ihren *inhaltlichen Dimensionen* (2). Im praktischen Handeln stellt er *spezifische Instrumente* (3) und einen bestimmten *Prozessablauf* zur Verfügung (4). Somit ergibt sich eine erste grobe Landkarte von Morenos therapeutischer Philosophie:

Die drei Strukturtheorien

Was genau sehen Psychodramatikerinnen und Psychodramatiker vorrangig, wenn sie eine Szene wahrnehmen? Worauf legen sie ihr Augenmerk primär, selbstverständlich und mit spezifischer Kompetenz? Diese Fragen finden eine erste Antwort in den drei Theorien, die Moreno in unterschiedlichsten Arbeiten am weitesten entfaltet hat der Soziometrie, dem kreativen Zirkel und der Rollentheorie.

Soziometrie *Kreativer Zirkel* *Rollentheorie*

Im Zentrum der *Soziometrie* stehen die Begriffe *Tele* und *Begegnung*, mit deren Hilfe Moreno die Beziehungsstruktur der Szene und deren Veränderung näher beschreibt. Indem er anhand von klar definierten Kriterien die Wahlen sichtbar macht, mit denen Menschen sich anziehen, abstoßen oder gleichgültig gegenüberstehen, kann er das komplexe Beziehungsnetz rekonstruieren, das jede Szene durchzieht.

Der *kreative Zirkel* ist genau genommen keine Strukturtheorie, sondern eine *Strukturveränderungstheorie*. Um die Zentralbegriffe Spontaneität, Kreativität und Konserve entwickelt Moreno ein Kreislaufschema, mit dessen Hilfe er die Veränderung von einem relativ stabilen Ausgangszustand (Konserve I) in einen Endzustand beschreibt, der wiederum relativ stabil ist (Konserve II). Einen Impuls, der Veränderung initiiert, nennt Moreno Spontaneität. Dieser setzt unspezifische Erwärmungsprozesse in Gang, die sich bündeln und gegenseitig verstärken. Sie können dazu führen, dass das System in einen hochenergetischen, instabilen Zustand versetzt wird, in dem es sich in einem höchst dynamischen Prozess neu organisieren muss. Diesen Zustand nennt Moreno Stegreiflage, die danach ablaufende Neuorganisation kreative Gestaltung. In dem Kreismodell des kreativen Zirkels setzt Moreno die drei Zustände >Konserve >Stegreiflage >Konserve I, die für Veränderung verantwortlichen Kräfte (Spontaneität und Kreativität) und die dabei ablaufenden Prozesse (Erwärmung und Gestaltung) zueinander in Beziehung.

Drittens wählt Moreno den *Rollenbegriff*, um sich der Struktur der Szene anzunähern. Sein Interesse gilt dabei der Entstehung von Rollen, ihrer Beschreibung und den Prozessen, aufgrund derer im Lauf des Lebens aus einzelnen Rollen immer komplexere Rollenkonfigurationen entstehen.

Die sechs inhaltlichen Dimensionen der Szene

Im *Physiodrama* geht es um die somatische Dimension der Szene. Jede Szene ist davon geprägt, dass die Beteiligten sich als leibliche Wesen begegnen, sie haben eine Haltung, Gestik, Mimik, sie berühren

sich oder wahren einen Abstand, sie haben spezifische Organfunktionen (z.B. Pulsschlag, Atmung) und individuelle körperliche Wahrnehmungen. So wenig sich dieser Begriff in der theoretischen Beschreibung von Psychodrama und Soziometrie auch eingebürgert hat, so fundamental prägt die psychodramatische Realität doch alles, was in der Szene möglich oder unmöglich ist.

Die *psychodramatische* Dimension ist neben der soziometrischen die Psychodramatikerinnen und Psychodramatikern vertrauteste inhaltliche Ebene. Hier werden oftmals Themen subsumiert, die eigentlich anders benannt werden müssten. Streng genommen umfasst die psychodramatische Dimension nur den individualistisch verengten Blick auf den Protagonisten und seine Biografie. Es geht also zum einen um das, was gewöhnlich als Charakter beschrieben wird, jene Merkmale also, die (ausschließlich oder zumindest vorrangig) dem Individuum zugeschrieben werden können. Zum anderen geht es um die Szenen, die das Individuum zusammenfügt, um seine individuelle Biografie zu konstruieren.

In der dritten inhaltlichen Dimension taucht zum zweiten Mal der Begriff *Soziometrie* auf (nachdem sich bereits die erste Strukturtheorie mit soziometrischen Fragen beschäftigt hat). Jetzt geht es aber nicht um die Mechanismen und Strukturen, die den Menschen in das soziale Gefüge der Szene einbinden, sondern um die erlebten Beziehungen der Protagonisten. Ebenso wie jeder an einer Szene Beteiligte seinen Körper und seine unverwechselbare Lebensgeschichte hat, lässt sich keine beziehungslose Szene vorstellen. Wo immer Menschen aufeinander treffen, werden ihre Beziehungen implizit oder explizit zum Thema. Exemplarisch geht es dabei um Interaktionszusammenhänge wie Teufelskreise oder Kollusionen.

Mit der Methode des *Soziodramas* fokussiert Moreno auf eine vierte inhaltliche Dimension, die in jeder Szene relevant ist — den Einfluss der Gesellschaft auf die Beteiligten und ihre Interaktion. Dabei kann es beispielsweise um Armut und Reichtum, den gesellschaftlichen Status von Mehrheiten und Minderheiten, um Milieuzugehörigkeiten, Arbeit, Arbeitslosigkeit, um Geschlechter- und Generationenbeziehungen oder den Einfluss von gesellschaftlichen Institutionen (Schulen, Gerichte, Krankenhäuser) gehen. Sämtliche makrosoziologischen, ökonomischen und juristischen Einflüsse auf die Szene spiegeln sich in dieser Dimension wider.

In einer fünften Dimension beschäftigt sich jede Szene mit *axiologischen* Themen. Axiologie (gr.: Wertelehre) meint dabei die Beschäftigung mit Werten, Normen und Traditionen. Hier können religiöse und philosophische Inhalte ebenso zum Thema werden wie kulturelle Rahmenbedingungen (z.B. Entwurzelung, Kulturschock) oder die Auseinandersetzung mit existentiellen Themen (z.B. Tod).

Die sechste und letzte Dimension der Szene (*Singularität*) unterscheidet sich deutlich von den fünf vorangehenden. Sie hat weniger eine diagnostische Bedeutung („Welche Themen beschäftigen den Protagonisten?“), vielmehr geht es hier darum, in diagnostikkritischer Funktion eine erkenntnistheoretisch bedeutsame Einschränkung zu formulieren: Jede noch so präzise diagnostische Einschätzung wird den Protagonisten niemals umfassend durchschauen oder abbilden können. Auch diese sechste Dimension steht in enger Korrespondenz mit einer Praxismethode Morenos — dem Stegreiftheater. Der Stegreif ist für ihn ja genau der Raum der Unverfügbarkeit, der Spontaneität, der immer größeren Möglichkeit (Surplus) und der Überschreitung des gesteckten Rahmens. Inhaltlich beschreibt der Begriff Stegreif also präzise diesen erkenntniskritischen Vorbehalt. Der Begriff des Stegreifs scheint mir aber dennoch missverständlich zu sein, benennt er doch üblicherweise eine Form der Theaterproduktion und weckt dabei Assoziationen an das freie Spiel. So scheint es mir angezeigt, in der Bezeichnung dieser sechsten Dimension Morenos Begriff des Stegreifs durch Foucaults Terminus „*Singularität*“ zu ergänzen. Dieser bringt das Gemeinte präziser zum Ausdruck:

Eine Szene ist prinzipiell unterschieden von allen anderen Szenen. In dieser Dimension ist die Szene diagnostisch nicht zu erfassen und sie versperrt sich jeder Subsumierung und Verallgemeinerung.

Es liegt auf der Hand, dass diese in analytischem Interesse eingeführte Unterscheidung der sechs Dimensionen in der praktischen Arbeit nicht trennscharf aufrechterhalten werden kann.

Zwei Beispiele dazu: Die Eltern des Protagonisten gehören ebenso zu seinem relevanten soziometrischen Umfeld wie sie Teil seiner individuellen Biografie sind. Religiöse Vollzüge gehören als sinnstiftende Handlungen der axiologischen Dimension der Szene an, sie werden aber oftmals auch im soziodramatischen Bereich relevant, wenn beispielsweise das Tragen eines Kopftuches die Protagonistin einer gesellschaftlichen Minderheit zuordnet. Zwischen den Dimensionen gibt es also Grauzonen und Überschneidungen. Es geht bei der szenischen Diagnostik ja auch nicht um eine analytische Festschreibung der Szene, sondern um ein Suchraster, mit dessen Hilfe Themen identifiziert werden können, die für die Betroffenen von Bedeutung sind.

Die Instrumente des Psychodramas⁵

Beschreiben die Strukturtheorien und die Inhaltsdimensionen die Szene analytisch, so liefern die beiden verbleibenden Pfade den theoretischen Hintergrund für die praktische Rekonstruktion und Bearbeitung von Szenen. Zuerst soll es dabei um die „Instrumente des Psychodramas“ gehen. Der doppelte Verweis auf Musikinstrumente und Werkzeuge macht deutlich, dass es hier um ein Instrumentarium geht, das gleichermaßen handwerklich präzise wie künstlerisch virtuos eingesetzt werden muss. Moreno selbst hat stets von fünf Instrumenten (*Gruppe, Bühne, Protagonist, Hilfs-Ich, Leiter*) gesprochen und beinahe alle Rezipienten sind ihm darin gefolgt. Mir scheint es hilfreich zu sein, von drei Instrumenten zu sprechen (Gruppe, Bühne, Handlungsrollen), um deren Beziehung zueinander exakt klären zu können.

Das erste Instrument psychodramatischer und soziometrischer Arbeit ist unumstritten die *Gruppe*. Sie stellt den primären Handlungsraum dar, in dem sowohl die gruppenprozessorientierte Arbeit, wie auch die szenische Arbeit ihren Ort haben. Auf der Suche nach einem Raum, der möglichst lebensnah strukturiert ist, ist Moreno stets auf die Gruppe als Handlungsrahmen zurückgekommen. Gerade die Versuche, psychodramatische Arbeit aufgrund von äußeren Zwängen in eine monodramatische Arbeit zu übersetzen und die Anstrengungen, die unternommen werden, um Morenos Instrumentarium für die Einzelarbeit zu „retten“, zeigen, dass die Gruppe mehr ist als ein willkürlicher Bezugspunkt — sie bildet einen Brennpunkt des psychodramatischen Handlungsrepertoires.

Der Gruppe steht als zweiter Handlungsraum die *Bühne* gegenüber. Diese grenzt sich nicht lokal ab, sondern durch ihre innere Struktur. Die Bühne ist kein Ort, sondern eine Handlungslogik. Insbesondere erschließt sie durch ein differenziertes Instrumentarium Dimensionen der Szene, die im Alltag unzugänglich und damit auch nicht bearbeitbar sind.

In beiden Handlungsräumen treffen wir Handlungsrollen an. Dies ist zum ersten der soziometrische Star, der Träger des Gruppenprozesses, in dessen Wahrnehmungen, Interaktionen und Szenen sich

⁵ Ebd. S. 30 ff

das Gruppengeschehen in besonderer Weise verdichtet. Diese Position nennt Moreno den *Protagonisten*.

Des Weiteren institutionalisiert Moreno sein Prinzip gegenseitiger Hilfe (Mutualismus) in unterschiedlichen Handlungsrollen, die er unter dem Begriff der Hilfs-Ichs zusammenfasst. Er beschreibt damit die auf der Bühne besetzten Antagonistenrollen, die Mitspieler, die als Doppel auf die Bühne kommen, und den Gruppenteilnehmer, den sich der Protagonist als seinen Stellvertreter wählt, als sein zweites Ich: das Alter-Ego. Im Bereich der *Gruppe* ist das mutualistische Prinzip nicht als Rolle installiert. Hier gilt die gegenseitige Hilfe vielmehr als tragendes (therapeutisches) Prinzip.

Als letzte Handlungsrolle identifiziert Moreno schließlich die *Leitung*, der er vor allem die strukturelle Verantwortung für den Prozess zuweist.

Der psychodramatische Prozess

Auf dem letzten Pfad kommt Morenos Beschreibung des psychodramatischen Prozesses in den Blick. Moreno entwickelt ein Prozessmodell — er verweist zumindest immer wieder auf relevante Teile dieses Modells — mit dessen Hilfe psycho-soziale und pädagogische Veränderungsprozesse moderiert und optimiert werden können«

Entsprechend seines Modells des kreativen Zirkels beginnt jeder Veränderungsprozess mit einer *Phase der Erwärmung*, in der spontane Impulse im Hier und Jetzt aufgenommen und gebündelt werden.

Wird eine kritische Schwelle überschritten (Stegreiflage), so drängt die Dynamik der Situation zu einer *Handlung*. Diese Aktion kann sowohl in einem soziometrischen Experiment im Rahmen der Gruppe oder aber in einem szenischen Experiment auf der Bühne bestehen.

Moreno verweist immer wieder darauf, dass diese Experimente weder Selbstzweck noch letztlich um den Protagonisten zentriert sind. Jedes Experiment muss in einer *Integrationsphase* in den laufenden Prozess der Gruppe eingewoben werden. Diese Integrationsphase kann aus unterschiedlichen Elementen bestehen: dazu gehört die Einbettung der vorangehenden Szenen in biografische Bezüge der anderen Teilnehmerinnen und Teilnehmer (Sharing), die weitere Auswertung dieser Szenen durch die Mitspieler (Rollenfeedback), die Benennung von Identifikationsprozessen, die während der Aktion mit dem Protagonisten oder Antagonisten abgelaufen sind (Identifikationsfeedback) (...).

Die Integrationskraft des szenischen Denkens

Sowohl „Szene“ als auch „Katharsis“ sind sehr umfassende Begriffe, die dazu dienen sollen, möglichst unverkürzt der Realität Raum zu bieten. Die innere Logik psychodramatischer und soziometrischer Arbeit besteht darin, die angebotenen Szenen mit Hilfe der Betroffenen und der Gruppe besser zu verstehen und dadurch Spielräume zu ihrer Veränderung zu eröffnen. Dies bedeutet aber, dass jede Theorie, die etwas zum Verständnis der Szene beisteuern kann, willkommen und integrierbar ist.

Die therapeutische Philosophie eröffnet ja gerade nicht den Streit um die „wirkliche“ und „richtige“ Deutung der Szene, sondern einen experimentellen Raum, in dem Deutungen daraufhin überprüft werden können, ob sie adäquat und hilfreich sind.

Ziele von Männerarbeit

Männer lernen, was die Gesellschaft von ihnen erwartet; was sie wirklich selber wollen, wissen sie häufig nicht. Ihre Sozialisation bedingt, dass sie sich frühzeitig von ihrem Inneren abwenden und den Dingen der Außenwelt zuwenden. Wenn sie es wissen möchten, damit es ihnen besser geht, müssen sie einen nachträglichen Schritt zur eigenen Männlichkeit gehen. Kollektiv und verbindlich werden den Männern unter den heutigen Bedingungen kaum Veränderungsmöglichkeiten angeboten. Von daher muss zunächst jeder Mann seinen eigenen Weg gehen.

Die gesellschaftliche Auffassung von Männlichkeit verlangt vom einzelnen Jungen und späteren Mann, dass er ein Korsett von Erwartungen übernimmt, die nicht aus ihm selbst entstanden sind und nicht von ihm selbst entwickelt werden konnten

Folgen wir den Analysen der Männerforschung und ihr helfender Erkenntnisse aus der klinischen Psychologie, der Sozialmedizin oder der Sozialpädagogik, so ist eindeutig, dass Männer in ihrer Sozialisation ihre Männlichkeit als Maske überstülpen mussten und keine Chance hatten, authentisches Mann-sein langsam und kritisch für sich selber zu entwickeln.

Ein Raum unter Männern kann diesen Raum zur nachträglichen Entwicklung bereithalten. Hier kann der Mann sich selbst in seiner ganzen Realität entdecken, sich mit dem auseinandersetzen, was ihm einst an Verhaltensmustern aufgezwungen wurde, seine negativen Schattenseiten ebenso kennenlernen wie seine positiven Möglichkeiten und sich damit neu und diesmal authentisch zusammensetzen. Das alles geschieht im Spiegel anderer Männer. Hier kann Männlichkeit unter Männern gefunden werden.

Männerveränderung kann nicht einfach über eine Integration von weiblichen Elementen erfolgen. Eine zu frühe Auseinandersetzung mit dem Weiblichen kann zu unentwirrbaren Beziehungskonflikten im Inneren wie im Äußeren führen.

Das wird über die Erfahrungen in Männertherapie und pädagogischer Männerarbeit auch so bestätigt. Wenn man der Geschichte und der praktischen Arbeit der Männerbewegung folgt, so lässt sich ein Destillat aus deren Ergebnissen formulieren. Danach bedingt die Suche nach dem Männlichen vor allem das folgende:

- die Auseinandersetzung mit unseren (männlichen) realen Wünschen und Träumen
- die Orientierung und Abarbeitung am eigenen Vater
- die Reflexion, was unsere Vorbilder, Visionen und Ideale waren und sind
- die Beziehung zu unserem Körper und unserer Sexualität
- die Auseinandersetzung mit unseren unterdrückten, zum Teil auch unangenehmen und negativen Eigenschaften (der „Schatten“)

Die eigenen Wünsche entdecken bedeutet, das gesellschaftliche Zwangskorsett zu verlassen und zu ergründen, was das Eigene und Wichtige ist.

Die Auseinandersetzung mit dem Vater verlangt die Vergangenheitsbewältigung, welchen Stellenwert der Vater in der eigenen Biografie einnimmt, was er vermittelt und was er nicht vermittelt hat, und sie schließt die Trauerarbeit über väterliche Versäumnisse ein.

Die Beziehung zum „Großen Vater“ fordert die Überprüfung der eigenen Vorbilder und Ideale, der männlichen Botschaften und Wegweiser und deren mögliche Revision. Die Inspektion der eigenen Körperlichkeit betrifft die Auseinandersetzung mit unseren animalischen Anteilen und deren kultureller Bändigung.

Männer mussten in ihrer Sozialisation und ihrem erwachsenen Lebensweg viel abspalten, was sich in ihnen untergründig, unbewusst als „Schatten“ gesammelt hat. Ein authentisches Verhalten kann aber erst einsetzen, wenn man sich mit diesen dunklen Anteilen auseinandergesetzt hat; dazu gehört die männliche Aggression in ihren guten und schlechten Facetten, das Böse und die eigenen Abgründe.

Ein realistisches Männer selbstbild hätte sich auch mit den vielen Möglichkeiten des Scheiterns im männlichen Lebenslauf zu beschäftigen, mit Niederlage, Scham und Verlust. Umgekehrt müsste es dem Mann Möglichkeiten der Selbstverwirklichung und der Selbsterweiterung geben — Flexibilität, Emotionalität, Empathie und kritische Eigensicht —, die bisher als männliche Eigenschaften gesellschaftlich nicht anerkannt sind.

Grundsätzlich gehört hier auch hin, dass die Darstellung des Mannes und seiner Geschichte wieder ins Lot gebracht werden muss. Die Verzerrungen und der damit verbundene Männerhass sind nicht länger tragbar. Männer sind wie Frauen Menschen in allen Schattierungen des Humanen, und ihre Geschichte hat eine hoch entwickelte Gesellschaft hervorgebracht, die großartige Lebensmöglichkeiten ebenso geschaffen hat wie schreckliche Bedrohungen. Bei allen Gefahren: Wir leben heute besser, sicherer und länger als unsere Vorfahren. Das gilt auch für Frauen — nicht zuletzt wegen der zivilisatorischen Leistungen von Männern.

Zielvorstellungen eines veränderten Lebensentwurfs von Männern und damit Inhalte und Ziele von Männergruppen könnten sein:

- Männer können für sich Männer sein
- sie können Freude und Genugtuung an ihrem Mann-sein erleben
- Männer können für ihre Frauen Partner und Liebhaber sein
- Männer können für ihre Kinder Väter und Vorbilder sein
- Männer können für andere Männer Freunde und konstruktive Gegner sein
- Männer können für andere Frauen, Freunde, Kollegen und Kritiker sein.

Konkret sind Männer dabei zu unterstützen, wieder jugenhafte Energie, Lebensfreude, Zuneigungsfähigkeit und Empathie zur Verfügung zu haben, sie wieder in Kontakt zu bringen mit ihren inneren verdrängten, abgespaltenen Gefühlen und Bedürfnissen. Zentraler Prozess in der therapeutischen Arbeit mit Männern ist von daher die Symbolisierung und Akzeptanz des inneren Geschehens. Dabei wird der Mann unweigerlich mit eigenem Schmerz, Trauer, Hilflosigkeit, Angst und Verletzlichkeit in Kontakt gebracht.

Um Männer bei der Überwindung ihrer Externalisierungstendenzen zu unterstützen ist, sozusagen als Zwischenzustand, die Konfrontation mit ihrer Hilflosigkeit, Scham, Gefühlsferne und Ambivalenz. Männer müssen also zurück in eine, diesmal beschützte, Hilflosigkeit. Die vom eigenen Selbst im Laufe der Jahre gefürchteten, verachteten und abgespaltenen Gefühle werden in den Mittelpunkt gerückt - oder manchmal auch im Prozess hervorgezerrt, je nachdem. Nur diesmal erfährt der Mann

dafür Beachtung und Wertschätzung von Männern und er wird nicht, wie sonst, ausgelacht, beleidigt oder verhöhnt.

Männer sind es nicht gewohnt, über ihre Gefühle zu sprechen. Man könnte sagen, sie haben gar keine Sprache dafür. Diese Sprache zu lernen ist wichtig, um im therapeutisch-sprachlichen Kontakt auf die so wichtige Entdeckungsreise zum Selbst zu gehen und sich dabei mit anderen Männer austauschen zu können.

Der Weg zu diesen Zielen wird von dem Mann gemeinsam mit anderen Männern beschritten! Um sich auf diesen Veränderungsprozess einlassen zu können, braucht "mann" dafür eine zuverlässige und tragfähige Gruppe.

Zu welchem Zeitpunkt in ihrer persönlichen Entwicklung und mit welchen Themen die Männer auch kommen mögen, auf jeden Fall machen sie in der Gruppe eine Vielzahl durchaus „männer-
untypischer“ Erfahrungen:

Sie öffnen sich, lassen Gefühle, Schwächen und Bedürfnisse zu, erzählen davon nicht nur, wie bisher oft nur der Partnerin, sondern anderen Männern, und reduzieren so die Konkurrenz zwischen Männern und die daraus resultierende Einsamkeit bzw. emotionale Abhängigkeit von Frauen. Später, bei ausreichender Sicherheit können persönliche Fähigkeiten, Erfolge etc. ins Rampenlicht rücken, ohne dass der Konkurrenzgedanke dabei im Vordergrund steht.

Sie bauen Beziehungen zu anderen Männern auf und das meist distanzierte Verhalten gegenüber den Geschlechtsgenossen ab, sie erleben den Respekt und die Anerkennung anderer Männer, erfahren Solidarität, bekommen emotionale Unterstützung und Hilfe. Im besten Fall beginnt sich die individuelle männliche Identität im Spiegel der anderen Männer zu verändern. Ein Schritt aus der starken Deutungsmacht der Frau über männliche Emotionen. Die neue Erfahrung besteht dann darin, Gefühle von Schutzbedürftigkeit, Trauer, Verzweiflung, Scham und Ohnmacht nicht nur zeigen zu können, sondern auch von Männern „gehalten“ zu werden. Die Einsicht, dass Männer anders mit ihren Gefühlen umgehen als Frauen und das auch dürfen und sollen.

Neben der Sprache für das eigene innere Geschehen gilt es ebenso ein Wissen und ein Empfinden für die auch in der Sprache vielfach zu findende implizierte Anwertung von Männlichkeit im Allgemeinen und in der konkreten Begegnung im Besonderen.

Psychodramatische Gruppenarbeit mit Männern

Männergruppe

Über die grundsätzlichen Vorzüge einer therapeutischen Gruppenarbeit, über die verschiedenen Gruppenformen, über die Wirkweise von Gruppentherapie und über ihre spezifischen Methoden ist schon viel geschrieben worden (vgl. Brandes, 1992; Yalom, 2001).

Was prädestiniert nun eine psychodramatisch ausgerichtete Gruppenarbeit insbesondere zum Angebot einer homogenen Männergruppe? Welche besonderen Anforderungen bestehen an den Leiter? Wie kann eine heterogene Gruppe zum Thema männliche Identität aussehen?

Das PD kann in besondere Weise das direkte Erleben fördern und Konflikte oder persönliche Schwierigkeiten leibhaftig, also körperlich, seelisch und mental spürbar werden lassen.

So können z.B. zur Erwärmung zu Beginn der Sitzungen zunächst körperorientierte Übungen eingeführt werden. Diese kommen der (wortlosen) Handlungsorientierung der Männer entgegen und schaffen einen Zugang über den Körper und der Bewegung zu ihrer inneren Welt. Momentane eigene Befindlichkeiten werden gespürt aber (zunächst) nicht erfragt. Gemeinsamkeit entsteht wortlos, die Anspannung des Anfangs wird durch Bewegung gemindert.

Eine Fortführung der Erwärmung, hier für den Einzelnen und die Gruppe können thematisch vorbereitete Bilder, Symbole, Charts zu spezifischen Themen und stark vorstrukturierte kleine Szenen sein.

Erst dann könnte, zumindest am Anfang einer neuen Gruppe, über die Meinung, Erfahrung und individuelle Bedeutung gesprochen werden.

Ein entscheidender grundsätzlicher Vorteil einer Männer-Therapiegruppe ist die Tatsache dass es für die Männer deutlich leichter ist als etwa in einer gemischtgeschlechtlichen Gruppe, etwas Persönliches von sich preiszugeben, sich zu öffnen, sich auch mit seinen Schwächen oder seinen als „weiblich“ erachteten Seiten zu zeigen. Die Scham, die Angst vor „Entmännlichung“, ist — zumindest sobald ein Mann das Eis gebrochen hat — reduziert, und es wird den Männern möglich, Schwierigkeiten mitzuteilen, über die sie unter Umständen noch nie in ihrem Leben geredet haben und von denen sie annahmen, dass es rein individuelle Probleme seien. Die Herausforderung für den Leiter besteht auch darin, die aufgestauten Themen nicht zu schnell zu erwärmen sondern sehr kleinschrittig vorzugehen. Hat sich einer der Männer mit genügender Erwärmung einmal getraut, sein Thema auf die Bühne zu bringen (hier eher als Vignette) kann das „Eis tauen“. Eine gleichzeitig sehr rigide und behutsame Moderation der anschließenden Integrationsphase kann schon beim ersten Protagonistenspiel enorme Wirkung erzielen. Die Erfahrung, mit den eigenen Schwierigkeiten, Selbstzweifeln oder Beziehungsproblemen nicht alleine zu sein, ist für viele Männer eine außerordentliche Entlastung.

Für viele Männer, die Hilfe suchen, ist die Therapiegruppe zudem zunächst die scheinbar „leichtere“ Variante, bei der sie mit ihren Problemen nur zeitweilig und nicht dauerhaft wie in der Einzeltherapie, im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen. Mit dem PD lernen sie nach und nach, dass sie auch beteiligt sein können und sind, wenn sie gerade nicht im Fokus stehen.

Auch für das Suchen, Finden und Ausprobieren alternativer Verhaltensweisen ist die Männergruppe insbesondere im psychodramatischen Kontext ein geeigneter Ort, da die Teilnehmer einerseits mit den Lebensstilen, -prioritäten und -perspektiven anderer Männer konfrontiert werden. Andererseits stellt das szenische Spiel des PD, hier besonders die „Zukunftsprobe“ ein gutes Übungsfeld in einem sicheren Rahmen zur Verfügung. Zudem können die Erfahrungen der anderen, deren individuelle Kompetenzen oder der Gruppe für die eigene Entwicklung oder die Lösung eigener Probleme genutzt werden. Das Doppeln nimmt hierbei einen besonderen Stellenwert ein: einerseits bindet es die Zuschauer stark mit ein, sie können „teilnehmen“ am Prozess und es kann „das nicht richtig sein müssen“ für die Doppel geübt werden.

Der Integrationsphase, dem Sharing und der Rückmeldung aus den Rollen kommt eine besondere Bedeutung zu: insbesondere hier lernen Männer über Impulse, Stimmungen, Gefühle zu sprechen. Der Übung der Wahrnehmung und der Enttabuisierung von sog. weichen Gefühlen folgt der

Ausdruck in Sprache, und zwar zum Nutzen aller Anwesenden. Darüberhinaus gilt es, eine spezifisch männliche Sprache zu entdecken bzw. zu entwickeln. Dazu gehört zum Beispiel das gemeinsame Tun und hier im Besonderen das gemeinsame Spiel als Ausdruck und Interaktion.

Die Königsdisziplin in jeder selbsterfahrungsorientierten Männergruppe ist die Einführung, Auseinandersetzung und neue Integration des Vaters bzw. seiner Introjekte. Hier werden in der Regel Emotionen von äußerst intensivem Ausmaß berührt, gezeigt und erlebt.

Weitere, neben *Vater* und *Sprache*, von Hutter in seinem Manuskript sog. „Gute Orte“ geben Hinweise auf in Männergruppen zu bearbeitende Felder:

- *Die Aufmerksamkeit auf den eigenen Körper richten*
Dazu gehören „Körperfühlung“ genauso wie physische und psychische Selbstsorge insbesondere in Belastungssituationen, Wissen um körperliche Aspekte männlicher Sexualität und von Veränderungszyklen im Lebenslauf
- *Partnerschaft, Vaterschaft, Familie*
In diesem Feld geht es einerseits um die Integration vergangener Verluste, Kränkungen, Beschämungen und Verletzungen und andererseits um Möglichkeiten, Partnerschaft und Elternschaft sinn- und lustvoll zu leben ohne von tradierten Rollen eingeschnürt zu sein.
- *Freundschaften*
Nach der Entlastung der Männerbeziehungen vom homophobischen Impulsen einerseits und dem tradierten *Zwang zu Konkurrenz* bieten Freundschaften zwischen Männern eine Reihe wichtiger Aspekte: hier kann Männlichkeit (endlich!) gespiegelt werden von Männern. Und das auch auf sehr emotionalen Ebenen. Das führt z.B. auch unmittelbar zur Entlastung des Angewiesenseins auf Frauen als Ansprechpartnerinnen für emotionale Impulse. Dies gilt besonders in Krisen nach Trennung und Scheidung.
- *Spezifisch männlich Spiritualität*
In diesem Feld geht es um die Gestaltung von auch gesellschaftlich nutzbarer Gestaltung von angemessener Väterlichkeit und Männlichkeit. Dies sollte geschehen vor dem Hintergrund und mit dem Wissen um gegenwärtige und vergangene gesellschaftliche Konnotationen dieser Rollen.

Das Konzept des Psychodramas stellt mit den diagnostischen Ebenen einer Szene (Vergl. S. 34) eine adäquate Perspektive auf Männlichkeit zur Verfügung:

- In der psychodramatischen Dimension finden die körperlichen Aspekte bis hin zum „anderen Gehirn“ Berücksichtigung
- Auf der psychodramatischen Ebene wird subsumiert, was den handelnden Mann jetzt ausmacht, sozusagen sein Charakter, und wie er diesen durch und in seiner Biografie zusammenfügt
- Die soziometrische Dimension zeigt „das so geworden sein“ durch die Interaktion in Beziehungen im Lebenslauf. Hier z.B. die Bedeutung der Überpräsenz der Mutter und der weitgehend abwesende Vater.
- Soziodramatisch gesehen findet sich der Mann gesellschaftlich mit Bündeln von Rollenerwartungen konfrontiert. Im Zusammenhang männlicher Identität ist das von besonderer Bedeutung, weil die Rollenerwartungen und –forderungen zunehmend uneindeutiger und widersprüchlicher geworden sind und weiter werden.

- Auf der axiologischen Ebene finden wir in Bezug auf männliche Identität vor allem die Aspekte von gesellschaftlich verfestigter Misandrie und damit einhergehender Abwertung des Männlichen bei gleichzeitiger Zuschreibung der negativen Aspekte moderner und postmoderner Gesellschaft.
- Die letzte Dimension ist nicht wirklich eine diagnostische. Sie konterkariert sozusagen die vorangegangenen Ebenen indem sie die Annahme beschreibt, dass jede betrachtete Szene, auf oder ausserhalb der psychodramatischen Bühne, die Möglichkeit des Neuen, des Anderen beinhaltet. Sie birgt, über eine Stehgreiflage, immer die Chance auf Veränderung und damit die Überwindung des scheinbar Determinierten.

Wenn, wie es von vielen Männerforschern postuliert wird, Männlichkeit nach der frühen Trennung von der Mutter in erster Linie in Männerbünden und -cliquen sowie von fernen „überirdischen“ Idolen erlernt wird, so ist davon auszugehen, dass die negativen Aspekte traditioneller Männlichkeit auch am ehesten in einer Männergruppe wieder aufgegeben und durch eine positivere, gefühlsbezogenere männliche Identität ersetzt werden können.

Verwendete Literatur

Literaturliste

Böhnisch, Lothar

Männliche Sozialisation

Ciampi, Luc und Endert, Elke

Gefühle machen Geschichte

Hollstein, Walter

Was vom Manne übrig blieb

Hüther, Gerald

Männer – Das schwache Geschlecht und sein Gehirn

Hutter, Christop und Schwehm, Helmut

J.L. Morenos Werk in Schlüsselbegriffen

Hutter, Christop

Workshopmanuskript „Mann sein, Frau sein“

Keupp, Heiner u.a.

Identitätskonstruktionen: Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne

Kucklick, Christoph

Das unmoralische Geschlecht

Neumann, Wolfgang und Sufke, Björn
Den Mann zur Sprache bringen

Petzold, Hilarion und Mathias, Ulrike
Rollenentwicklung und Identität

Schnack, Dieter und Neutzling, Rainer
Kleine Helden in Not

von Ameln, Falko; Gerstmann, Ruth und Kramer, Josef
Psychodrama

Weißbach, Lothar und Stiehler, Matthias
Männergesundheitsbericht